Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 27 — Marburg i. H., den 2. Juli — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille=Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Der Verkehr des Christen mit Gott — Gottes Herrlichkeit in der Natur — Der neue Mensch — Die deutschen Universitäten der Gegenwart (Paulsen) — Zur Reichstagswahl — Verschiedenes: Pfarrer Erich Foerster; Die Sonne des Siljethales (Thoresen); Hausbuch deutscher Lyrik (Avenarius); Die Stichwahlen; Kleine Mitteilungen — Aufruf — Anzeigen

Lutherworte

Mit dem Glauben ist es also gethan, daß er den, dem er glaubt, aufs allerhöchste verehrt und achtet, insofern er ihn nämlich für wahrhaftig achtet und glaubwürdig. Denn es giebt keine Ehre, die gleich sei der hohen Meinung von der Wahrheit und Gerechtigkeit; welche Ehre wir dem erweisen, dem wir Glauben schenken — oder könnten wir Jemand etwas Höheres zuschreiben, als die Wahrheit und Gerechtigkeit und vollkommene Güte? . . . Also auch, wenn die Seele Gottes Verheißung festiglich glaubt, so achtet sie ihn für wahrhaft und gerecht, mit welcher Meinung sie Gott thut die allergrößeste Ehre, die sie ihm thun kann; das ist die höchste Gottesverehrung, ihm zu geben Wahrheit, Gerechtigkeit und Alles, was man dem zuerteilt, dem man glaubt. Da giebt sich die Seele ganz bereitwillig hin allen Vorhaben Gottes, da heiligt sie seinen Namen und lässet mit sich handeln, wie es Gott gefallen mag; denn an seinen Verheißungen hangend, zweifelt sie nicht, er sei wahrhaftig, gerecht und weise, wie er auch Alles aufs beste thun, ordnen und versorgen werde.

Tractatus de libertate christiana. 1520

Der Verkehr des Christen mit Gott

Hoffet auf ihn alle Zeit, lieben Leute, schüttet euer Herz vor ihm aus. Gott ist unsere Zuversicht. Aber Menschen sind doch ja Nichts, große Leute fehlen auch, sie wiegen weniger denn Nichts, so Viel ihrer ist. Psalm 62, 9 f.

In der Jugend teilt man sich leicht mit. Jeder erinnert sich noch des Busenfreundes, dem er all die Geheimnisse seiner Seele anvertraute. Nur langsam zieht sich das Herz von der Zunge zurück, wenn es die bittere Erfahrung von dem fremdgewordenen Jugendfreunde oder dem schadenfrohen Verräter gemacht hat. — Nur schwer überwindet der Mann das Mißtrauen und öffnet einem echten Charakter im Vertrauen die Seele. Aber auch dann hält Scham und Scheu Vieles im Innern zurück, was heimlich am Leben zehrt, wenn nicht klares Aussprechen die Seele von ihrer Last befreit.

Dann erbietet sich dir dein Gott zum Freunde. Hast du ihm auch den Rücken gekehrt, seit du „jenes Buch gelesen“ und „dein Kind verloren“ hast, nun lernst du ihn von einer ganz andern Seite kennen. Er hat Zeit und Sinn für unsere verborgenen Sorgen, und er ist der, auf den man sich verlassen kann. Es ist, als seien wir eines Geistes mit ihm und als sei er mit uns aufgewachsen. Es ist, als habe er gar nichts Anderes zu thun, als unser Haupt in seinen Schoß zu nehmen und anzuhören, was voll Weh und Scham unser Mund ihm sagt. Er, der im Kreis das All um seinen Finger laufen läßt und der ungezählten Scharen seiner Geschöpfe hütet wie der Schafe, kennt auch dich und hat dich lieb. Er sagt es nicht weiter, und er spottet deiner nicht. Und wenn dein Mund verstummen will vor seiner heiligen Majestät, dann lockt dir seine Güte doch dein Geheimnis ab, die es weiß, was für ein Gemächte wir sind.

Darum traue ihm ganz und gar und schütte dein Herz vor ihm aus. Wenn deines Vaters alternder Geist dir nicht mehr folgen und wenn Mutter= und Frauenliebe sich nicht mehr in dich hineinfühlen kann, wenn der Freund mit sich selbst beschäftigt an dir vorbei ins Leere schaut, dann verschließe dich ohne Haß der Welt und mach deine Seele stark in immer innigerer Aussprache mit deinem Freunde im Himmel.

Niebergall

Gottes Herrlichkeit in der Natur

Psalm 104

Lobe den Herrn, meine Seele!
mein Gott, wie bist du so groß!

Mit Pracht und Hoheit bist du angetan,
hüllst dich wie in ein Kleid in Licht!
Der den Himmel spannt wie ein Zeltdach,
seines Söllers Balken auf Wasser legt;
Der Wolken macht zu seinem Wagen,
auf Windes Fittigen dahinfährt;
Der Winde als seine Boten braucht,
als seine Diener Feuer und Lohe!

Der die Erde auf ihre Pfeiler gegründet,
sie wankt nicht immer und ewiglich.
Die Flut hielt sie einst wie ein Gewand bedeckt,
auf Bergen standen die Wasser.
Vor deinem Dräuen flohen sie,
durch deine Donnerstimme verscheucht.
Da stiegen Berge, sanken Täler
an den Ort, den du ihnen bestimmt!
Eine Grenze setztest du, die sie nicht überschreiten,
daß sie nicht nochmals die Erde bedecken.

Der Quellen in den Tälern fließen läßt,
zwischen den Bergen gehn sie dahin.
Die tränken alle Tiere des Feldes,
die Wildesel löschen den Durst.
Dran wohnen die Vögel des Himmels
und singen hervor aus dem Laub.

Der die Berge von seinem Söller her tränkt;
die Erde genießt, was dein Werk hervorbringt.
Der Gras sprossen läßt für das Vieh
und Pflanzen für die Arbeit der Menschen.
Er läßt Brot aus der Erde hervorgehn
und Wein, der des Menschen Herz erfreut.
Er macht sein Angesicht glänzen von Oel,
giebt Brot, das des Menschen Herz erquickt.
Jahves Bäume trinken sich satt,
die Libanoncedern, die er gepflanzt;
Wo die Vögel ihre Nester bauen,
der Storch, dessen Haus Cypressen sind.
Die höchsten Berge sind der Gemsen Zuflucht,
und die Felsen den Klippdachsen.

Er hat den Mond geschaffen, das Jahr darnach zu teilen;
der Sonne wies er den Untergang.
Bestellst du Dunkel, so wird es Nacht;
drin regen sich alle Tiere des Waldes.
Die Löwen brüllen nach Raub
und fordern von Gott ihre Nahrung.
Geht die Sonne auf, so schleichen sie heim
und ruhen auf ihren Lagern aus.
Da geht der Mensch herfür an sein Werk,
an seine Arbeit bis an den Abend.

Wie sind deine Werke, Jahve, so viel;
mit Weisheit hast du alle gemacht,
die Erde ist voll deiner Geschöpfe!
da ist das Meer, groß, weit und breit,
drin wimmelt es ohne Zahl,
Kleine Tiere und große.
Da wandeln schreckliche Wesen,
Leviathan, den du geschaffen, damit zu spielen.

Sie alle warten auf dich,
daß du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit.
Giebst du ihnen, so lesen sie auf;
du thust deine Hand auf: sie sättigen sich des Guten.
Du birgst dein Antlitz, so erschrecken sie;
Ziehst ihren Odem ein: sie verscheiden
und kehren zurück zu ihrem Staub.
Du lässest deinen Odem aus: sie entstehen;
so machst du das Antlitz der Erde neu!

Jahves Ruhm währe ewiglich,
Jahve freue sich seiner Werke!
Der die Erde anschaut, und sie erzittert;
die Berge anrührt, und sie rauchen.
Ich will Jahve singen mein Leben lang,
meinem Gotte spielen, so lange ich bin.
Möge ihm mein Dichten gefallen;
ich aber freue mich Jahves!
Möchten die Sünder von der Erde schwinden,
und die Gottlosen nicht mehr sein!*)

Der schöne Psalm ist mit Psalm 103 verwandt: er hat mit ihm den Anfang gemein sowie die Vorliebe für die Partizipien (wofür im Deutschen Relativsätze), in denen Gottes Thaten ausgesagt werden, und die vielfach, besonders an den Anfängen hervortretend, dem Ganzen den stilistischen Charakter geben: der Psalm ist der Form nach eine Aufzählung der herrlichen Thaten Gottes. Auch dem Inhalt nach ist das Lied das Gegenstück des vorhergehenden: während dieses Gottes Walten in Israel preist, singt jenes von seiner Herrlichkeit in der Natur. Die Zusammengehörigkeit beider Lieder ist schon den Sammlern, die sie eben deshalb zusammengestellt haben, aufgefallen.

Zuerst, wie es sich gebührt, vom Himmel; der Himmel ist ja derjenige Teil der Schöpfung, den die religiöse Phantasie in die nächste Beziehung zu Gott selbst setzt: in himmlisches Licht hüllt er sich selber ein, im Himmel wohnt er, am Himmel fährt er auf Wolken und Winden einher, Winde und Flammen sendet er als Boten und Diener. Dieselben oder ähnliche Aussagen hören wir außerhalb Israels und lange vor der Existenz eines Volkes Israel bei den Völkern rings umher, die ihre höchsten Götter als Himmelsgötter denken: kein Wunder, denn nichts Anderes in der ganzen Welt stimmt den Menschen so sehr zur Andacht als die gewaltigen und zugleich so geheimnisvollen Erscheinungen des Himmels. So ist es natürlich, daß auch Israel die Prädikate des Himmelsgottes auf seinen Jahve übertragen hat. Wie der König auf dem Thron — so beginnt der Psalm die Verherrlichung Jahves — in ein wundervolles Gewand gehüllt ist, das seine „Pracht und Hoheit" vor Augen stellt, so trägt auch der höchste, der himmlische König, ein herrliches Kleid: sein Kleid ist Licht! Die kosmologische Vorstellung, die dem Dichter vorschwebt, ist wohl diese, daß es über allen Leuchten des Himmels noch ein letztes geheimes Licht giebt, das kein Menschenauge zu schauen vermag: das ist Gottes wunderbares Gewand oder seine unnahbare Wohnung (1. Tim. 6, 16). Diese Anschauung ist, so weit wir wissen, in Israel nicht uralt; vielmehr scheint die älteste Vorstellung gewesen zu sein, daß sich Gott im Dunkel der Nacht offenbare. — Was der Himmel eigentlich sei, das ist eine dem Antiken sehr nahe liegende und schwierige Frage, die von jeher Anlaß zu mancherlei Spekulationen gegeben hat; mit allerlei Analogien hat man versucht, sich sein Wesen zu deuten. Nachklänge solcher naiver Erklärungen des Altertums sind in den hebräischen Gedichten auf uns gekommen. So hat sich der Beduine die Fläche des Himmels als ein ausgespanntes Zeltdach gedeutet. Der Bauer und Bürger, der in Häusern wohnt, dachte sich das Weltall als ein festes zweistöckiges Gebäude: im unteren Stock, der Erde, wohnen die Menschen, der Söller aber, der Himmel, ist Gottes Behausung. Man redet auch von gewaltigen Wassern oben am Himmel, sei es, daß man sich ihn ursprünglich als ein spiegelklares Gewässer deutete (ein, wie der Moderne zugestehen wird, vortreffliches Bild), sei es, daß man sich durch die Annahme solchen himmlischen Meeres den Ursprung des Regens erklären wollte. Beide Vorstellungen, vom Himmel als dem Söller und von den himmlischen Wassern, sind auch wohl zusammengekommen. So haben wir auch ein babylonisches Bild, wo der Tempel des Sonnengottes über den Wassern des Himmels stehend dargestellt ist. Dann erstaunt man darüber, daß Gott die Balken seines Söllers auf Wasser gelegt hat: das ewig Feststehende ruht auf dem Schwankenden!

Gottes Wagen aber — so heißt es weiter — sind die Wolken, und auf Windes Fittigen fährt er dahin. Auch das sind uralte Vorstellungen. Es liegt der religiösen Phantasie der Antike nahe und ist uns auch sonst bezeugt, daß der Wind als ein Götterroß vorgestellt wird, als ein Reittier mit riesigen Fittigen; wir kennen das geflügelte Roß besonders aus der griechischen Mythologie; auch Sach. 6, 1 ff. werden Winde als Rosse dargestellt. — Weniger frappant, aber schließlich derselben Art ist der folgende Satz, daß Winde und Flammen Gottes Boten sind, die er zu seinem Dienst entsendet. Solche Personifikation der Winde und Flammen ist einst der Antike ganz geläufig gewesen: man hat alle Wesen und Bereiche der Natur mit geistigem Leben ausgestattet und als Götter und Dämonen gedacht. Hebräische Dichter behalten solche Anschauungsweise, weil sie poetisch so anziehend ist, bei: auch sie reden von Winden und Flammen wie von Personen; aber sie setzen hinzu, und das ist ihnen die Hauptsache, daß diese Mächte der Natur nicht selbstständigen Willen haben, sondern Diener Jahves sind. Die Winde, die Fruchtbarkeit und Verderben über die Erde bringen, die feurigen Flammen, die das Land in Sommersglut verbrennen, sie alle kommen und gehen, wie Jahve will! — Alles dies, was der Dichter vom Himmel sagt, hat den Zweck, Gottes Größe zu schildern: was für ein herrlicher Gott muß das sein, der so prachtvolles Kleid hat, so geheimnisvolle Wohnung, so wunderbares Gefährt und so gewaltige Diener!

Zu Zweit über die Erde. Ein besonderes Geheimnis der Schöpfung ist, daß die Erde so fest steht — sie ist ja das Festeste in der Welt —, also auf ungeheures Fundament gegründet sein muß, und daß doch nie ein Mensch dies Fundament gesehen hat (Hiob 38, 6). — Und nun erzählt der Dichter zu Jahves Preise die uralte Geschichte, wie einst das Urmeer die Erde bedeckt hielt, keine Stelle freilassend, wie ein Gewand den Körper bedeckt: selbst auf den höchsten Bergen standen Wasser. Da aber schritt die Gottheit ein. Wie ein Krieger mit dem Schlachtruf in den Kampf zieht, so zog Jahve gegen

*) Das zweite „Jahve" in Vers 1 beruht wohl auf „Dittographie". — Lies: Vers 2 hannote, Vers 4 walahat, Vers 5 josed, Vers 6 kissatta, Vers 8 jaadta. — Die Deutung der hebräischen Worte in Vers 13 b ist nicht ganz sicher. — Lies: Vers 19 jidda, Vers 26 émoth. — Der Schlußsatz: „Lobe den Herrn, meine Seele! Halleluja!" ist ein späterer, wohl liturgischer Zusatz.

die Wasser mit grausem Schreien. Als das die Wasser hörten, da war es mit ihrem verwegenen Mute aus. Da zerstoben sie in eiliger Flucht. An jenem Tage, da der Schwall der Wasser das trockene Land freigab, erstand das Angesicht der Erde in der Gestalt, die man noch heute sieht: da stiegen die Berge und sanken die Thäler an die Stätte, die die Hand des weltordnenden Gottes ihnen anwies. Dem bezwungenen Meere aber legte Gott sein ewiges Gesetz auf; er ordnete es in die Welt seiner Schöpfungen ein. Wohl brausen auch jetzt noch die stolzen Wellen gegen das Land heran; aber Gottes Hand hält sie in Ewigkeit fest (Hiob 38, 10 f.). — Das ist das gewaltige Lied von der Schöpfung der Welt und der Ueberwindung des Urmeeres, wie es einst an den Ufern des Euphrat und Tigris zuerst gesungen worden ist. Dort, wo im Winter das Wasser Alles erfüllt, bis die Sonne des Frühjahrs die Erde trocknet, ist das Lied von dem Gotte gedichtet worden, der die Gewalten der Wassertiefe erschlägt und dann diese schöne Welt erschafft. Viele Stellen bei hebräischen Dichtern und Propheten zeigen uns, daß dies babylonische Weltschöpfungsepos auf seiner Wanderung durch Vorderasien auch nach Kanaan und zu Israel gekommen ist; hier freilich, unter Einwirkung der höheren Religion Israels, ist das Mythologische des Gedichtes mehr und mehr geschwunden. So sind auch hier nur einige Spuren des Alten stehen geblieben, so, wenn von einem Losfahren des zornentbrannten Gottes gegen die wilden Wasser gesprochen wird.

Nachdem der Dichter so die Entstehung der gegenwärtigen Weltordnung erzählt hat, fährt er fort, zu schildern, wie Gott die Welt zwischen Erde und Wasser geteilt hat. So redet er zunächst über die Quellen, dann über den Regen: beide sind, so darf man wohl im Sinne der alten Weltbetrachtung hinzufügen, Reste des einst Alles erfüllenden Urmeeres, die Gott in seine Schöpfung einbezogen hat. — Zugleich denkt der Dichter über den Zweck dieser Dinge nach: es ist ihm nicht genug, mit kindlichem Staunen die Größe und Mannigfaltigkeit dieser Welt zu gewahren, sondern bedeutsam erscheint ihm vor allem, daß es Ordnung und Zusammenhang in der Welt giebt. Der Weltschöpfer ist ihm nicht nur der Allmächtige, von dem Alles kommt, sondern auch der Weise, der die Welt so geordnet hat, daß Eins dem Andern dienen muß.

Die Bäche gehn zwischen den Bergen dahin; ihr Wasser dient den wilden Tieren zum Trinken: auch an sie hat Gott gedacht. Als Beispiel der wilden Tiere nennt der Dichter die Wildesel, die scheuesten Tiere der Steppe, denen Gott so, fern von den Menschen, einen frischen Trunk bereitet hat. In den Thälern sproßt, vom Wasser ernährt, allerlei Dickicht empor: da haben die Vögel ihr Nest und singen — ein besonders lieblicher Zug — hervor aus dem Laub. — Charakteristisch ist, daß der Psalm weder von den großen Strömen noch vom Nutzen der Bäche für den Menschen redet: das erklärt sich aus dem kanaanäischen Klima, wo die Ströme fehlen und die Quellen und Bäche (auch der Jordan) meist in so tiefen Schluchten fließen, daß sie der Landwirtschaft keinen Nutzen bringen.

Wie kommt aber das fruchtbare Naß auf die Berge, die von den Bächen nicht getränkt werden und die das Wasser doch so nötig haben, da Menschen und Vieh auf ihnen wohnen? Das schickt Gott „von seinem Söller her“, aus der eigenen Wohnung herab; sein Werk, der Himmel, bringt den Regen hervor und stillt so den Durst der schmachtenden Erde: da sprießt das Kraut auf, von dem Menschen und Vieh sich nähren. Alles dies entspricht den Verhältnissen Kanaans, wo sich Aecker und Weiden an den Abhängen der Berge hinziehen, und wo das Land nur durch den Regen die Fruchtbarkeit empfängt. Der Dichter zählt die drei Gewächse auf, die dem Menschen in Kanaan am nötigsten sind: das Brot, das „sein Herz erquickt“, d. h. ihm neue Kraft giebt, den Wein, der sein Herz erfreut, und das Oel, womit er sein Haupt salbt. Das Brot ist in Kanaan das gewöhnliche Nahrungsmittel der unteren und mittleren Klassen, nur die Reichen können sich tägliche Fleischnahrung bieten. Das Salben mit Oel ist dem Orientalen in seinem heißen Lande ein fast unumgängliches Labsal. Und ohne Wein gäbs keine Freude auf Erden: die Zeit, in der dies Lied gedichtet worden ist, empfand noch so natürlich, auch in der Religion, daß der Wein, der Sorgenbrecher, als eine besondere Wohlthat Gottes für die Menschen erschien.

Neben den Menschen und Tieren nennt der Dichter noch andere Wesen, die ebenso wie jene ohne den Regen des Himmels nicht sein könnten; das sind „Jahves Bäume“, die Gott selber gepflanzt hat. Große Bäume giebt es schon im alten Kanaan nicht viele, darum spricht man mit besonderer Bewunderung von den Cedern des Libanon, wo, durch die Unwegsamkeit des Gebirges geschützt, die Waldesriesen zu Tausenden zusammenstehen. In solchen Bäumen, deren Lebensdauer so gewaltig ist, hatte eine ältere Stufe der Religion Offenbarungen der Gottheit gesehen. Noch in israelitischer Zeit stand mancher Altar Jahves unter dem Schatten hoher Bäume. Die hebräische Dichtung, die wie alle Poesie das Altertümliche liebt, bewahrt die letzte Erinnerung daran in dem Worte „Jahvebäume“, d. h. Jahve heilige, geweihte Bäume, und in dem Satze, daß Jahve selbst (im Unterschiede zu den Fruchtbäumen, die der Mensch setzt) die Cedern gepflanzt habe. — Aber auch bei diesen herrlichen Bäumen fragt der verständige Denker nach ihrem Zweck in der Welt und antwortet, sie seien für die Vögel zum Nisten da. — So ist der Psalmist vom Regen auf die Bäume, von den Bäumen auf die Vögel gekommen. Ueberall sieht er die Weisheit einer ordnenden Hand!

Schließlich noch ein Wort über die Berge und Felsen, die so hoch sind, daß kein Menschenfuß sie betritt. Wozu mögen sie dienen? Als Zuflucht für Gemsen und Dachse.

Dann beginnt, mit starkem Absatz, ein neuer Abschnitt, die Schilderung der Gestirne. Was der Antike von jeher an den Gestirnen so sehr bewundert, was dem in der Stube lebenden Modernen im Bewußtsein zurückgetreten ist, das ist die wunderbare Bewegung der Sterne am Himmel; die hat sie — so sagt der fromme Betrachter — Gott selber gelehrt. Doch auch hier fragt der Verstand nach dem Zwecke und antwortet, ebenso wie in 1. Mose 1, 14, allerdings nach unsern Begriffen etwas prosaisch: sie dienen für den Kalender, damit der Mensch nach dem Laufe der Sterne die Zeiten bestimme. Besonders ist es der Mond, so sagt der Psalm, der für die Zeitrechnung da ist: ein Wort, charakteristisch für den Israeliten, der nach dem Monde die größeren Zeitfristen bestimmt, während sich nach der Sonne das Leben nach Tag und Nacht regelt. Das Bild, das er hier gemalt hat, ist in seiner Einfachheit und ewigen Gültigkeit wahrhaft klassisch zu nennen: die Nacht ist die Zeit, da sich das Getier der Wildnis regt, wo draußen im Dunkel das Löwengebrüll erschallt; das alte Volk aber deutet sich den Sinn des Löwenbrüllens: so beten die wilden Tiere zu Gott, daß er ihnen Raub gebe — eine ganz antike Gottesanschauung (Hiob 38, 39 ff.)! Wenn aber die Sonne aufgeht, verschwinden die Unholde der Nacht; dann geht der Mensch herfür an die Arbeit am Acker bis an den Abend.

So weit über die Geschöpfe Gottes auf Erden und am Himmel. Jetzt zieht der Dichter die Summe. Er erstaunt, wie viele Geschöpfe es giebt; die Erde, so groß sie ist, ist von ihnen voll! Und ferner, wie weise ist Alles bereitet, wie hängt Eins am Andern in wunderbarer Ordnung! Das ist sein Eindruck von der Welt. Beides hat er auch in der Anordnung des Psalms ausgesprochen, in dem die einzelnen Schöpfungen neben einander hergezählt werden, zugleich aber nach dem Dienst, den Eins dem Andern leisten muß, zusammengestellt sind.

In zwangloser Nachholung redet der Dichter jetzt vom Meere, das in den vorhergehenden Zusammenhang nicht gut einzustellen war. Das Fischgewimmel des Meeres stellt ihm noch einmal den unendlichen Reichtum der Welt an lebendigen Wesen vor Augen. Zu den Geschöpfen des Meeres gehören auch jene furchtbaren Untiere, von denen sich die Antike schaudernd erzählt, die „großen Drachen“ von 1. Mose 1, 21, an deren Spitze Leviathan steht, den „Gott geschaffen, um mit ihm zu spielen“. Leviathan, das „Kranztier“, ist wie die altgermanische Midgardschlange ursprünglich das personifizierte und

als grimmiges Untier gedachte Weltmeer, das nach altorientalischer Anschauung die Erde ringsum wie ein Kranz umgiebt. Der antike Orient erzählt sich, wie die Gottheit einst dieses Wesen samt seinen furchtbaren Bundesgenossen, den Meeresdrachen, bezwungen und es an die Kette gelegt habe, um damit zu spielen, wie ein Kind mit einem angebundenen Vöglein spielen mag (Hiob 40, 29): das war ursprünglich wohl eine grotesk-gewaltige Mythologisierung der Springflut: wenn auch das furchtbare Untier des Meeres wütend gegen das Land losfährt, nur getrost! Gott hält es fest und spielt mit ihm nur. Auf den Dichter unsers Liedes ist von dem Ganzen nur ein letzter Rest gekommen: ihm ist Leviathan nichts Anderes mehr als ein merkwürdiges Tier im Meer, das Gott wie auch die übrigen Tiere geschaffen hat. Er erwähnt es an dieser Stelle, weil es ihm etwas Großes ist, daß sich Gott ein so gewaltiges Wesen zum Spielzeug erkoren hat.

Von dieser Abschweifung zurückkehrend, fährt der Psalmist in der Gesamtbetrachtung fort und schildert nun Gottes Gewalt über seine Geschöpfe in Leben und Tod. Er kommt, so würden wir sagen, von der Schöpfung auf die Erhaltung der Welt. Gott ist es, von dem Alles Nahrung erwartet „zur rechten Zeit“: denn auch hier giebt es Ordnung und Gesetz. Thut er die Hand auf und wirft ihnen Futter hin (wie der Bauer seinem Vieh), so findet jegliches Wesen des Guten die Fülle: gemeint ist die Zeit, da die Pflanzen sprießen und die Erde mit Grün sich deckt; das ist Gnadenzeit für alle Kreaturen. Verbirgt er aber sein Antlitz, d. h. entzieht er ihnen die Fürsorge und überläßt sie sich selbst, so wird Alles von Schrecken ergriffen. Denn der Odem aller Kreatur ist in Gottes Macht, ja ist Gottes Odem selbst. Zieht Gott den Odem, den Geist zurück, so sinken sie hin: Alles wird, was es gewesen, zu Staub! Aber nicht mit dem Gedanken an den Tod mag er schließen (Baethgen); auf jedes Sterben folgt neues Entstehen: da läßt Gott den Odem wieder fahren, und frisches Leben, neue Schöpfung entsteht: so erneuert Gott das Antlitz der Erde. — Auch diese Konzeption, wie Sterben und Werden im Herbst und Frühling über die Erde dahingeht, und wie das Alles von Gott kommt, der den Odem aller Kreatur einzieht und ausstößt, ist von schlichter Größe. Man möchte annehmen, daß diese Worte eine Vorgeschichte haben, und daß schon eine ältere Religion ihren Gott so gefeiert hat, dessen Aus- und Einatmen Tod und Leben der Erde ist, dessen Wesen also in die Natur verflochten war ganz anders als das des als Schöpfer über und außer der Welt stehenden Jahve.

Der Schluß des Ganzen kehrt, wie es besonders kunstvoll geformte hebräische Gedichte thun, zum Anfang zurück. Zum Preise Gottes — so sagte der Eingang — ist dies Lied gesungen. So jauchzt der Dichter hier am Schlusse noch einmal auf. Und wie man wohl dem Könige, dem man ein Loblied singt, wünschen mag, daß sein Name ewig daure, so wünscht der Psalmist, daß des Weltenschöpfers Herrlichkeit in Ewigkeit währen möge! Ehre und Freude möge Jahve von seiner Schöpfung haben! Das Entzücken, das der Mensch empfindet, der die Welt betrachtet, das möge auch Jahve erfüllen, wenn er von seiner hohen Warte auf die Erde heruntersieht! Wie der Künstler, dem der große Wurf gelungen, sich freut, so freue sich Gott seiner Werke! — Und ein neues hymnisches Motiv flicht er ein, Gottes furchtbare Erhabenheit zu malen: daß die Erde erbebt, wenn er sie anschaut, und daß die Berge rauchen, wenn er sie anrührt; hier liegt offenbar die Anschauung vulkanischer Erscheinungen im Hintergrunde, die auch sonst im Alten Testament nicht selten erwähnt werden. — Und so schließt der Dichter mit vollem Jubelton: so lange ich auf Erden weile, will ich nicht aufhören, mich der Herrlichkeit Gottes zu freuen; er aber möge mein Dichten gnädig annehmen! So legt er also sein Werk vor dem höchsten Thron nieder. — Die letzten Worte sind ein frommer Wunsch, eine Bitte, wie sie in den Klageliedern gebräuchlich ist. Von der eigenen Freude an Gottes Werken schweift der Blick ab zu den Gottlosen, die in dieser Gotteswelt lebend, doch sich um ihren Schöpfer nicht kümmern! Mögen sie von der Erde schwinden, damit alle Zungen den Höchsten rühmen! —

Die Schöpfungserzählung des Psalms ist mit der bekannten von 1. Mose 1 verwandt: gemeinsam ist beiden besonders die auffällige Stellung der Gestirne erst nach der Schöpfung von Land und Meer, ja erst nach den Pflanzen. Die Freude Gottes an seiner Schöpfung hat an dem Wort seine Parallele, daß Gott die Schöpfung ansah und für gut befand 1. Mose 1, 31. Auch der eigentümliche Zug, daß nirgends im Psalm von Fleischnahrung weder der Menschen noch der Tiere deutlich gesprochen wird, findet seine Erklärung durch die Ueberlieferung von 1. Mose 1, wonach die Welt zuerst eine Epoche des Friedens erlebt hat, in der sich Menschen und Tiere nur von Pflanzen genährt haben (1, 29 f.). Der Psalmist hat also den Erzählungsstoff von 1. Mose 1 vor Augen gehabt. Anderseits schaltet er mit dem überlieferten Material mit voller Freiheit; man sehe nur, an welcher Stelle er die Wesen des Meeres schildert; er hat keineswegs den Eindruck, daß die Ueberlieferung, die er benutzt, eine in jeder Einzelheit unfehlbare göttliche Autorität sei.

Der poetische Charakter des Psalms ist dadurch bestimmt, daß sich in ihm eine verständige Naturbetrachtung mit poetischer Naturschilderung mischt. Jene hat das Gedicht mit 1. Mose 1 gemeinsam; diese hat, eben durch die Reflexion gehemmt, nicht den hinreißenden Schwung, der die Naturbetrachtungen z. B. im Hiob auszeichnet. Aber an einigen Stellen, namentlich da, wo uralte Stoffe nachklingen, hebt sich doch auch der Psalm zu hoher poetischer Schönheit, ja zu klassischer Größe.

Daß das Weltbild der Antike, wie es dieser Psalm entwirft, von dem modernen vielfach abweicht, bedarf keiner Auseinandersetzung. Auch der kindlich-supernaturalistische Gottesbegriff des Psalms kann nicht ohne weiteres der unsrige sein: jene Antike weiß noch nichts von Naturgesetzen, von denen unser Denken unmöglich absehen kann. Was aber in solchem alten Gedichte ewigen Wert hat, das ist der Geist, der in dem wunderbaren Bau des Weltalls nicht das Erzeugnis eines blinden Ungefährs sieht, sondern der darin das Wirken einer Alles beherrschenden Vernunft erkennt, die wir staunend bewundern und anbetend verehren.

Gunkel

Der neue Mensch

Vgl. Nr. 16—26

An jenem Tage vor Damaskus ist Saul gestorben, gerichtet durch das eigene Urteil. Ein Toter wandert von nun an über die Erde, ruhelos und selbstlos, sein Leben fristend in schwerer Arbeit, nur soviel erwerbend, als er braucht, seines harten Lebens geringe Bedürfnisse zu stillen, aber stolz darauf, Niemand mehr etwas zu verdanken, heimatlos und ohne die Freude an solchen lieben Menschen, die ihm Bande des Blutes nahe stellen würden. Ein Toter, der Alles dahinten gelassen hat, was andere Menschen an das lockende Leben fesselt.

Und doch ein Lebender. Denn wenn auch er nicht mehr lebt, ein Anderer lebt in ihm, Christus, der himmlische, der in jener großen Stunde in sein Herz hineingezogen ist und nun seinen Leib wie eigene Glieder braucht. Ein Wunder wars ihm und doch eine Thatsache: seit jenem Tage lebt ein Wesen aus einer andern Welt in seinem Herzen. Er lebt nicht bloß, was er noch im Fleische lebt, im Glauben an den Sohn Gottes, der ihn geliebt und sich für ihn hingegeben hat, nein, Christus selber lebt in ihm. Ein Stück persönliches Leben aus dem Himmel, aus jener andern Welt, hat eine neue Kreatur aus ihm gemacht, in der sich der alte Saul nicht wiedererkennen kann. Das Alte ist vergangen, siehe es ist neu geworden! Er hat nicht nur die Auferstehung erlebt, den Herrn gesehen, wie die andern Apostel, nein er hat auch erfahren, was sie erfahren hatten, wie ein fremdes, neues, himmlisches Leben sich in sein Herz einsenkte. Was sie den heiligen Geist nennen, dasselbe hat er mit dem himmlischen Christus erlebt; darum verwischen sich für ihn die Umrisse dieser beiden himmlischen Wesen, und bald nennt er sein neues Innenleben Christus und bald Geist, bald Geist des Christus und bald Geist Gottes. So hat er uns beschrieben, was er und alle Christen damals in der Stunde ihrer Bekehrung erlebten:

Ihr seid nicht mehr im Fleisch, sondern im Geist, wenn wirklich der Geist Gottes in euch wohnt. Wenn aber einer den Geist Christi nicht hat, der ist nicht sein. Doch wenn Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot der Sünde wegen, der Geist aber Leben der Gerechtigkeit wegen. Wenn aber der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird der, welcher Christus Jesus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, um seines Geistes willen, der in euch wohnt. Röm. 8, 9 f.

Diese Gewißheit, daß das Große, das Wunderbare, das des Frommen wartet, nicht mehr eine bloße ungewisse Hoffnung für die Zukunft ist, sondern daß es bereits im Herzen angebrochen ist, sich lebendig und mächtig erweist in todesmutiger Kraft, in überquellender Liebe und in unaussprechlichen Seufzern, sie ist die große Wende vom Judentum zum Christentum. Nun ist dies Alles erfüllt vor euren Augen! Der Himmel ist zerrissen, er hat sein Bestes herniedergesandt, nicht einmal bloß dorthin an die lachenden Ufer des galiläischen Meeres, sondern heute wieder und überall hin in jedes gläubigen Herz. Das Jenseits ist da. Wie eine lose Hülle, wie die Puppe eines Schmetterlings braucht der Leib nur abzufallen, und in strahlender Glorie steht der neue Mensch des Herzens da: ein Bild des erhöhten Herrn, in das „wir von einer Herrlichkeit zur andern verwandelt werden," seitdem uns die Glorie Gottes im Angesicht des Christus erschienen ist. Mögen nun auch die Teufel kämpfen mit dem Auserwählten Gottes, mag selbst der Satansengel, der ihn mit Fäusten schlägt, in seinem Fleische wohnen bleiben: Gottes Kraft kommt zur höchsten Wirkung in der Krankheit, sie ist stärker als alle Anläufe des Bösewichts 2. Kor. 12, 9. Hineingestellt in den Kampf mit den Dämonen, deren Dienst er zerstört, denen er mit seinen Wundern ihre „Gefäße" raubt, fürchtet er sie doch nicht, diese Engel, Fürsten und Gewaltigen. Er tritt sie mit Füßen, denn der Christus, der in ihm wohnt, ist mächtig, sie zu besiegen. Seit jener Stunde, da er ihn berief, hat er ihm auch die „Zeichen des Apostels", die Macht, gegeben, sie zu vertreiben. Auch Paulus hat Wunder gethan, Kranke geheilt 2. Kor. 12, 12; 1. Kor. 2, 3, wenn gleich der Dämon, den er selbst im Fleische trug, nicht von ihm weichen wollte.

Das ist des Paulus neue Frömmigkeit: etwas Kühnes, Trotziges und Freudiges. Er hat sein Leben nicht dazu benutzt, jenen Toten, der vor Damaskus gestorben ist, zu begraben und sein Andenken immer wieder mit heißen Thränenströmen zu feiern, sondern er hat ihn kräftig und kühn dahintengelassen, um dem neuen Leben, das in ihn eingezogen war, Raum und Sieg zu verschaffen. Es ist nichts Pietistisches an Paulus, nicht ein sich selbst sezierendes, zerquälendes Wesen und kein Bejammern der Welt, sondern ein mutiger Kampf mit ihr, in dem man vergißt, was vorbei ist, ein siegesgewisser Angriff auf Tod und Teufel wie bei Luther. Es ist nicht die Frömmigkeit, die da müde singt: „So nimm denn meine Hände und führe mich . . . Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt." Es ist die Frömmigkeit, die trotzig zum Kampfe ruft: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, und wollt uns gar verschlingen — Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben."

Freilich kennt Paulus auch die weichen Töne der Frömmigkeit, er hat uns die schöne Bitte gelehrt um den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, er kennt auch die unaussprechlichen Seufzer des andächtigen Herzens, das still und stumm vor seinen Herrn und Gott tritt und doch überquillt in Sehnsucht nach ihm; aber das Alles gleicht nur den goldenen Sonnenblicken, die über einer ernsten und gewaltigen Landschaft dahin ziehen.

Das neue, himmlische Leben hat einen ungeheuren Thätigkeitstrieb in der Brust des Apostels entfacht; die Thatkraft seines Lebens ward ins Ungemessene gesteigert. Wie „ein Zwang" liegt es auf ihm, das Evangelium durch die Lande zu tragen. Das Leben des Läufers in der Rennbahn ist sein Leben geworden. Den Leib bändigen und geschickt machen zu der wildesten Anstrengung, ihn mit Fäusten schlagen, wenn er sein Recht beansprucht, nicht weichen und nicht zurückschauen, das ist seine Pflicht 1. Kor. 9, 24—27. „Das Ziel fest im Auge, jage ich nach dem Siegespreis des himmlischen Rufes Gottes in Christo Jesu" Phil. 3, 13 f. Daß man so denke, das hat er für christliche Vollkommenheit gehalten Phil. 3, 15. Religion ist Kraft, kraftvolles und darum freudevolles Leben. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, zur Rettung jedem Gläubigen" Röm. 1, 16, vgl. 1. Thess. 2, 13. Nicht: recht lehren und recht meinen, sondern: tapfer glauben und kühn wollen, freudiges Siegesgefühl — das ist Frömmigkeit.

Dabei aber darf man keineswegs annehmen, des Paulus Frömmigkeit liege ganz in der Sphäre des Gefühls und des Willens. Der Rabbiner mit dem scharfen, geschulten Verstande, dessen religiöses Leben vorher zum großen Teil Erkenntnis des geoffenbarten Willens Gottes gewesen war, mußte notwendig auch ein neues, ebenso entschiedenes Denken aus dem großen Erlebnis von Damaskus entwickeln. Eine neue Erkenntnis von Gott und Welt, eine neue Anschauung über die Geschichte der Menschheit, ein ganzes großes Gedankengefüge, um nicht zu sagen ein System der Theologie, hat Paulus in dem alten Rahmen und mit den alten, von uns beobachteten Elementen der Weltanschauung der Zeit entwickelt, mit allen Mitteln seiner rabbinischen Methode verteidigt und als die wahre Ansicht von Gott, Welt und Mensch mit aller Kraft behauptet. Es muß uns später noch genauer beschäftigen. Hier genügt es darauf hinzuweisen, daß Paulus wie jeder volle Mensch auch den Intellekt in den Dienst seines Glaubens gestellt hat und einen Widerspruch zwischen Kopf und Herz, wie ihn Viele gerade auch seiner Nachbeter als das Normale im Christenleben ansehen, als unerträglich empfunden hätte. Ihm war sein Glaube nicht nur wahr, sondern auch vernünftig. Ja vielleicht darf man sagen, daß Paulus durch sein Erlebnis vor Damaskus und die stark verstandesmäßige Anlage seines Wesens der Erste geworden ist, der das Evangelium intellektualistisch verengt hat. Sein Glaube ist freilich nicht der Glaube an ein übernatürlich geoffenbartes Dogma; ein Dogma hat Paulus nicht gekannt, so wenig wie Jesus und die ersten Generationen der Christenheit überhaupt. Aber er ist ihm doch nicht bloß ein herzliches Vertrauen auf Gottes Gnade, sondern auch das affektvolle Fürwahrhalten einer Thatsache, der Auferstehung. Sie erscheint fast immer als Objekt zu dem Worte „glauben", oder Paulus spricht von dem Glauben an den, der Jesus von den Toten erweckt hat. Damit ist ein Zug von jenem Thatsachen-„Glauben" ins Christentum gekommen, der den wahren, innerlichen Glaubensbegriff so leicht zerstört. Für Paulus fielen die Thatsache und der innere Vorgang zusammen; daß er sie nicht auseinanderhielt, hat dem Christentum für immer die Gefahr des doppelten Glaubensbegriffes aufgebürdet und es bis auf den heutigen Tag unsicher gemacht. Ein Anderes kam dazu. Im Bewußtsein, Alles, was er fühle und denke, aus der Fülle des in ihm wohnenden himmlischen Wesens zu schöpfen, hat er jede neue Erkenntnis mit dem Charakter göttlicher Offenbarung umkleidet. „Denn der Geist erforscht alle Dinge, selbst die Tiefen der Gottheit" 1. Kor. 2, 10. Das besagte damals für die Gesamtheit nicht viel, wo auch Crispus und Sosthenes und jeder schlichte Christ denselben Charakter für seine Gedanken in Anspruch nahm. Die Kirche aber hat, als sie im Laufe des zweiten Jahrhunderts wieder Buchreligion ward, den göttlichen Charakter für die Erkenntnisse des Paulus aufrecht erhalten und war damit abermals zu einer intellektualistischen Verengung der paulinischen Gedanken gezwungen, für die sich bei ihm selbst doch nur ein leichter Ansatz findet.

Ueber diesen Engen seines Intellektualismus, die doch mehr durch den natürlichen Lauf der Entwicklung als durch seine Schuld Gefahren geworden sind, darf man das Große nicht vergessen, das uns die Entschlossenheit geschenkt hat, mit der er das neue Erlebnis auch in eine Reihe scharf formulierter Erkenntnisse verarbeitet hat. Durch diese Entschiedenheit seines Denkens und Formulierens ist Paulus der Retter des Christentums geworden. Er ist dem Gesetz, als dieses eben wieder bei den Jüngern Jesu ins Christentum eindringen wollte, nicht bloß „abgestorben", weggestorben, um als ein neuer Mensch weiter zu leben, nein: er hat das Gesetz auch mit scharfen

Worten getötet und unbarmherzig aus der Religion hinausgewiesen. Daß das Gesetz seinem formalen Wesen nach, als Gesetz, trotz seines heiligen, gerechten und guten Inhalts schließlich Sünde und Unseligkeit wirke, und daß es abgethan werden müsse: das ist die große neue Erkenntnis, zu deren Durchfechtung Paulus die ganze Schärfe seines Verstandes und all seine rabbinische Schulung aufgeboten hat. Seine „Theologie" ist nichts Anderes als der Beweis dieses einen Satzes und eben darum Verteidigung seines heiligsten, innersten Besitzes.

Wenn die Menschheit an einem Wendepunkte ihres Lebens angekommen ist, wenn die Kräfte des Neuen sich bereits hoch anhäufen, ja wenn sie selbst, wie in unserm Falle, schon klar und leuchtend dastehen, nur noch Vielen verdeckt durch das ungestürzte Alte, dann müssen solche Bilderstürmer und „Formelnfresser", wie Carlyle sagt, kommen und das scharfe Wort finden, das den Menschen die Augen und die Herzen öffnet, das alles Sterbende niederreißt, wie der Frühlingssturm die dürren Aeste im Walde. Es ist eine große Erkenntnis, die damals der Menschheit aufging, die Erkenntnis, daß Natur- und Gesetzesreligion zu Ende seien, daß ein Neues anfange: die Religion des guten Herzens, die Religion der Gotteskinder, die Religion des Geistes und der Kraft in jenem alten Sinne, nach dem Geist die überquellende Wucht einer Seele ist, die ihren Gott gefunden hat trotz Sünde und Schuld und die von ihm sich über sich selbst hinausgehoben fühlt in eine Sphäre der Reinheit und Güte, der Siegeszuversicht und Freude, des Friedens und der Seligkeit, die über unsre Kraft hinausliegt.

Diese Erkenntnis, mit der die Menschheit auf eine neue Stufe ihres Lebens hinaustreten will, hat Jesus wie Paulus verkündet. Nur hat sie Paulus in die strengen Formen eines dogmatischen und biblischen Beweises gesperrt, die ein scharfer Verstand, vereint mit bitterem Ingrimm über ein verblendetes Leben, geschmiedet hat. Und in diesen Formen war der große Inhalt unmittelbarer wirksam als in der reinen Schönheit und Innerlichkeit, in der ihn Jesus mehr gelebt als gelehrt hatte.

Heinrich Weinel

Die deutschen Universitäten der Gegenwart

Der deutsche Professor spielt gegenwärtig im öffentlichen Leben nicht entfernt mehr die Rolle wie vor fünfzig, vierzig und dreißig Jahren, die deutschen Universitäten haben deshalb Nichts von ihrem Einfluß verloren, eher das Gegenteil; das Drängen nach Volkshochschulkursen und der Eifer, mit dem die jungen technischen Hochschulen bis in Einzelheiten der Verfassung und Einrichtung hinein sich den alten Universitäten anzupassen streben, genügen als Beweise dafür, daß unser Universitätswesen trotz vereinzelter heftiger Anfeindung fest steht und allgemein hohe Schätzung genießt. Wer bedenkt, ein wie großer Teil der führenden Männer unsers Volkes in den entscheidenden Lebensjahren seinen Weg durch die Universitäten genommen hat und wie Vieles für die ganze Nation von dem dort herrschenden Geist abhängt, der wird auch wohl begreifen, daß selbst kleine „akademische" Fragen, ich meine solche, die nur die Behandlung eines einzelnen akademischen Lehrers, die Besetzung einer Professur und dergleichen betreffen, das öffentliche Interesse oft in hohem Grade wachrufen. Trotz dieser weit verbreiteten Hochschätzung der Universitäten ist bei uns die genauere Kenntnis von den Zuständen auf ihnen, selbst bei Solchen, die ihnen als Lehrer und Lernende angehören, eine merkwürdig beschränkte. Es fehlte bisher an einem Buche, das über Wesen und Einrichtungen, Leistungen und Forderungen unserer Universitäten zusammenhängende Auskunft gab, die gesamte geschichtliche Entwicklung des Universitätswesens als Hintergrund benutzte, um in dem gegenwärtig Bestehenden sei es die Vernunft, sei es das Bedürfnis nach Verbesserung zu erweisen. Seit Kurzem besitzen wir ein solches Buch, von dem Berliner Philosophen Friedrich Paulsen geschrieben: Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium (Berlin, A. Asher und Cie. 1902. XII und 575 S. 6 Mk.) und der studierenden Jugend deutscher Nation gewidmet. Möchte es in ihrem Kreise recht viele Leser finden, die unter Mitarbeit ihres Gewissens ihre Ideale danach revidieren und ihren Studienbetrieb daran prüfen: es verdient aber die Aufmerksamkeit Aller derer im Ausland und bei uns zu Hause, die dem Stolz Deutschlands ihre Teilnahme zuwenden; die Fortpflanzung gewisser Legenden z. B. über riesenhafte Professoreneinnahmen und Studentenausbeutung wird fortan unentschuldbar sein, und eine mächtige Anregung zum Nachdenken über die ernstesten Fragen unseres Unterrichtswesens ist gegeben.

Der Schriftsteller Paulsen bedarf meines Rühmens nicht; hier ist besonders erfreulich das Ebenmaß, in dem gewissenhafte Darstellung des Thatsächlichen und freie, persönliche Reflexion über das Gegebene zu einander stehen; Paulsen versteht es, durch kräftiges Herauskehren seines Urteils auch den Leser zum Urteilen zu zwingen, und die geschickt eingestreuten Zitate aus W. von Humboldt, von Savigny, Schleiermacher, aus Werken der Vorzeit, wenn sie auch nicht gerade wie „eine Wolke von Zeugen" aufziehen, erweisen das Buch als das Produkt der geistigen Arbeit von mehreren Generationen: wir fühlen uns auf historischem Boden, auch wo es sich um neue Einrichtungen und Probleme handelt. Und von dem Verdacht der Tendenzschriftstellerei wird Paulsen frei bleiben; nicht zur Lobpreisung des Bestehenden hat er die Feder ergriffen; so stark das Vertrauen zu der Gesundheit und lebenschaffenden Kraft unsrer Universitäten als seine Grundüberzeugung durchleuchtet, so wenig ist er blind gegen das Mangelhafte an den Institutionen und an den Menschen; einmal, wo er im Kapitel über die Universitätslehrer die Schwierigkeiten und Gefahren dieses Berufs bespricht, thut er in der moralisierenden Kritik eher zu viel, übrigens ohne vollständig zu sein: denn die Bequemlichkeit der Gesättigten, die Abneigung gegen Konflikte, wo man sie um der Sache willen eigentlich wagen müßte, das Streben nach Gunst an möglichst vielen Stellen sind gegenwärtig, glaube ich, bei Universitätslehrern mehr zu fürchten als grobe Polemik, Schulhochmut und Eitelkeit. Ein wenig gestört wird der Eindruck der absoluten Objektivität nicht durch das Urteil zum Fall Arons, das nicht fehlen durfte, aber durch die überflüssige Anmerkung auf S. 105 und die Erörterungen über den Fall Spahn S. 192 ff., wo Paulsen die sonst überall von ihm vertretenen Grundsätze verleugnet. Denn wenn die Thatsache, daß die geschichtliche Welt, von verschiedenen Standorten gesehen, ein verschiedenes Gesicht zeigt, eine ausreichende Begründung für Neuerrichtungen historischer Lehrstühle für Katholiken sein soll, so müßten unzählige Neuerrichtungen folgen, da das Gleiche auf die übrigen Welten auch zutreffen dürfte, in erster Linie auf die Welt des Philosophen. Den Professor für katholische Philosophie wünscht Paulsen aber in die theologische Fakultät abzuschieben; ist es nicht etwas anmaßlich, daß der Philosoph Paulsen den Einfluß der Konfession, in der einer geboren und aufgewachsen ist, auf seine Auffassung des geschichtlichen Lebens für erheblicher und seiner wissenschaftlichen Unbefangenheit gefährlicher hält als den auf seine Beurteilung der Litteratur, des Rechts, der Ethik und Metaphysik von daher ausgehenden?

Doch das sind Ausnahmefälle; in der Regel sind mir Paulsens Urteile auch bei viel umstrittenen Fragen höchst sympathisch, und von der besonnenen, vornehmen Art, wie er das Für und Wider abwägt, darf man vielleicht weithin günstige Wirkungen erhoffen.

Gegenstand des Buches sind die deutschen Universitäten, also nicht bloß die reichsdeutschen, auch die schweizerischen und österreichischen; da gelegentlich auch die gleichartigen skandinavischen Hochschulen berücksichtigt werden, vermisse ich nur eine Bezugnahme auf Holland. Vortrefflich wird in einer Einleitung der deutsche Typus der Universität im Unterschied von dem englischen und dem französischen beschrieben und sein Verhältnis zu der mittelalterlichen Urform der Universität bestimmt; nicht in erster Linie Bildungsanstalten für bestimmte Berufe, sondern zugleich Werkstätten der wissenschaftlichen Forschung und Anstalten zur Einführung in wissenschaftliche Erkenntnis und Forschung wollen die deutschen Universitäten sein: charakteristisch für Deutschland ist, wie selten bei uns ein Meister der Wissen-

schaft, ein Schulhaupt außerhalb der Universität auftritt oder verbleibt.

In einem ersten Buch schildert Paulsen dann die Umrisse der geschichtlichen Entwicklung der Universitäten auf deutschem Boden seit dem vierzehnten Jahrhundert bis heute; der Hinweis auf die fortschreitende Ausbildung des Seminar- und Institutswesens an den Universitäten, d. h. auf die Veranstaltungen, um die Studierenden zu selbständiger methodischer Untersuchung eines wissenschaftlichen Problems anzuleiten, auch die Wiedergabe des der Universität Berlin bei ihrer Gründung gestellten Programms S. 63 f. sind hier besonders beachtenswert. Buch II beschäftigt sich mit der gegenwärtigen Verfassung der Universität, zunächst mit ihrer Rechtsverfassung und ihrem Verhältnis zum Staat, sodann ihrem Verhältnis zur Gesellschaft und endlich zur Kirche. Hier wird u. A. die Besetzung der Professuren, Besoldung und Honorar, das Hervorgehen der akademisch Gebildeten aus den sozialen Klassen, Schwankungen in der Besuchsziffer der Universität werden besprochen, die Ergebnisse statistischer Zahlen geistig verarbeitet. Buch III handelt von den Universitätslehrern und dem Universitätsunterricht, wo z. B. das Privatdozententum, die Form der Vorlesungen, Kollegienschwänzen mit wohlwollendem Verständnis erörtert werden; ein besonderes Kapitel wird der Lehrfreiheit gegenüber kirchlichen wie staatlichen Aspirationen gewidmet. Die Studierenden und das akademische Studium bilden den Gegenstand von Buch IV; wie vielseitig hier der Inhalt ist, mag man aus den Ueberschriften einiger Abschnitte entnehmen: die Ehre, die Vorbildung, die Vorteile des gemeinsamen Arbeitens, Nebenwirkungen der Prüfungen, soziale Mission der akademischen Jugend, die studentischen Verbindungen. In einem fünften Buch werden dann noch die einzelnen Fakultäten durchgegangen, das theologische Studium und der Beruf des Geistlichen u. s. w., im Schlußkapitel nochmals die Einheit betont, die trotz des Unterschiedes zwischen den Fakultäten und schließlich wieder zwischen allen Universitäten deutscher Zunge besteht: auch darin manche feine Beobachtung, doch am meisten Anfechtbares, Vieles mit dem Thema des Buches nur in losem Zusammenhang.

Ich wiederhole, ganz überwiegend ist Paulsen mit den gegenwärtigen Zuständen an den deutschen Universitäten zufrieden, mit denen bei den Lernenden wie bei den Lehrern, und mit etwas verstärkter Einschränkung wiederum teile ich seine Stimmung. Daß er den Saufzwang, das Kokettieren mit „Patentheit", das Einpaukwesen u. dergl. bekämpft, versteht sich von selbst, aber es ist auch ein wohlüberlegtes Urteil, wenn er einer Unterdrückung der studentischen Mensuren durch die Behörden entschieden widerrät, ein gutes Wort für die „Verbindungen" einlegt: „bei manchen Verbindungen ist das Verbummeln so gut wie unerhört" (S. 477), dem Drängen auf Verlängerung der Studienzeit bei Theologen (?) und Juristen entgegentritt und um keinen Preis dem Studenten die Studienfreiheit, trotzdem sie für schwache Naturen verhängnisvoll werden kann, entzogen wissen will, auch nicht in dem Sinne, daß er bestimmte Vorlesungen gehört, an bestimmten Uebungen, wohl gar nach einem fest vorgeschriebenen Studienplan, teilgenommen haben muß. Hier habe ich freilich den Eindruck, daß Paulsen, wie in Buch II in zu hohem Maß von den Verhältnissen auf preußischen Universitäten, so in Buch IV von denen an der Universität Berlin Darstellung und Urteil bestimmen läßt. Vertrautheit mit dem studentischen Leben an kleineren Universitäten, wo Lehrer und Lernende einander in Allem näher kommen, würden seinen Bildern frischere Farben und bisweilen auch neue Züge eingefügt haben. Staunend liest man, daß die Mitglieder der das Duell verwerfenden christlichen Verbindungen überwiegend der theologischen Fakultät angehören: das trifft schon lange nicht mehr auf die evangelischen Verbindungen dieser Art zu, wie viel weniger auf die katholischen! Von den Letztgenannten, deren Existenz an den westlichen Universitäten den konfessionellen Hader in der Studentenschaft meist ebenso erfolgreich schürt wie an den östlichen antisemitische Vereine den Rassengegensatz kultivieren, scheint Paulsen überhaupt kaum Etwas zu wissen. Von dem Trieb zur Kartellbildung, der reichen Zahl von Vereins- und Verbindungszeitungen, welche die allgemein in unsrer akademischen Jugend spürbare Neigung zum Uniformen in ihren schädlichen Wirkungen noch befördern, von der Abstreifung alles Individuellen in Haltung, „Komment", Sitte — außer in den Prinzipien, von denen gar zu gern geredet wird — erfährt man Nichts; der zunehmende Wandertrieb der akademischen Jugend wird sogar gerühmt: sollten gemeinsame Wagen- und Eisenbahnfahrten als Bethätigungen dieses Triebes angerechnet werden? Dagegen fände ich gern den Fortschritt im gesellschaftlichen Benehmen der Studierenden von heute gegen das vor vierzig oder fünfzig Jahren mehr gerühmt, die Ordnung und Verträglichkeit in Hörsälen und auf den Fluren der Universität: die Zeiten, wo Roheit und Rücksichtslosigkeit als ein Privileg deutscher Studenten galten, sind für immer vorüber, und es giebt eine öffentliche Meinung unter ihnen, einen Korpsgeist, der trotz aller kleinlichen Reibereien zwischen den verschiedenen Korporationen und Gruppen sich allerwärts als Sinn für Maß und Gesetz fühlbar macht. In seinen Ratschlägen an die wissenschaftlichen Vereine, in Bezug auf Arbeitsteilung — Führung eines Tagebuchs —, vollends in den S. 448 f. dem Examinator für Behandlung der Kandidaten eingeprägten Regeln fällt Paulsen aus dem Ton des Historikers in den des schulmeisternden Pädagogen. Paulsens Begeisterung für Studienhäuser kann ich nicht teilen; nicht die Hausordnung, wohl aber die dort aufgezwungene Gesellschaft beeinträchtigt die selbständige Entwicklung, die doch gerade das Hauptziel der akademischen Arbeit sein soll. Wunderlich, obschon auf den ersten Blick bestechend, ist sein Antrag, dem Studenten, der sein Militärjahr abdient, dies Jahr auf die Studienzeit voll anzurechnen, ohne ihm das Hören oder wenigstens Belegen einer Vorlesung abzuverlangen:

> So lange Anderen, die nicht dienen, in leerem Faullenzertum hingebrachte Semester angerechnet werden, und das können wir ja nicht hindern, so lange wird es als Unbilligkeit empfunden werden, das Dienstjahr, ein Jahr ernster Pflichterfüllung, das für die Entwicklung des Charakters und der Persönlichkeit große Bedeutung hat, nicht anzurechnen.

Ich nehme den Vorwurf auf mich, Etwas, was Paulsen als „gegen die guten Sitten verstoßend" bezeichnet, zu verteidigen, daß nämlich nur derjenige Einjährig-Freiwillige, der eine Vorlesung hört, das betreffende Semester angerechnet erhält, denn im Faullenzertum werden nicht bloß zwei, sondern von Manchem alle Studiensemester hingebracht, ohne daß wir deshalb die Forderung eines mindestens dreijährigen Studiums unbillig nennen werden — selbst wenn die Faullenzer hinterdrein die Prüfungen bestehen; und wird grundsätzlich die Hälfte der Studierenden von einem Drittel oder doch einem Viertel der Studienzeit dispensiert, bloß weil sie unterdessen eine Pflicht erfüllen, so giebt man ja nicht bloß Anderen, die ihre Studienzeit anderer Pflichten wegen unterbrechen müssen, gerechten Grund für sich die gleichen Rechte zu beanspruchen, sondern man giebt den Faullenzern Recht, die mit dem guten Vorsatz anfangen: Nur die beiden ersten Semester gründlich ausruhen; vier Semester Arbeit reichen bei Andern ja auch aus!

Die Vorschläge, die Paulsen S. 461 ff. macht über Mitwirkung der Studierenden an der großen unserm Jahrhundert gestellten Schicksalsfrage, wie die Kluft zwischen dem Volk und den Gebildeten zu überbrücken sei, scheinen mir wenig Erfolg zu versprechen: in diesen Lebensjahren pflegt sich das Standesbewußtsein am stärksten geltend zu machen, und gemeinsames Lernen und Spielen von Studenten mit jungen Arbeitern würde wohl eine kurze Zeit durch den Reiz der Neuheit anziehen. Die Hauptsache in dieser Richtung übergeht Paulsen, daß nämlich der Student, des Ernstes der Gesamtlage sich bewußt, es sich zur heiligen Pflicht macht, die sozial niedriger Stehenden, mit denen er täglich in Berührung kommt, Wirtsleute, Dienstboten, Couleurdiener, Handwerker und Gewerbetreibende, Kellner statt halb herablassend halb despotisch, vielmehr als gleichberechtigte Menschen zu behandeln: meines Erachtens die einzige jedem modernen Menschen auch ohne besonders Charisma zugängliche Form der Bethätigung echt sozialer Gesinnung.

Noch allgemeiner ist meine Zustimmung zu Paulsens Grundanschauungen über das Wesen der deutschen Universität, ihre

normale Stellung zum Staat und zur Kirche und über den dermaligen Betrieb des Universitätsunterrichts. Die utopische Idee der Erhebung aller Universitäten zur Reichssache wird hoffentlich uns nie praktisch nahe treten: „wenn Dezentralisation irgendwo möglich und notwendig ist, so ist sie es auf dem Gebiet der Staatsfürsorge für die geistige Kultur.“ Ein Wort, das uns aus der Seele gesprochen ist, nur muß es nicht bloß im Verhältnis der Einzelstaaten zum Reich, sondern auch in jedem Einzelstaat die oberste Norm sein. Und mindestens warnen hätte Paulsen vor der Gefahr sollen, daß Preußen unermüdlich seine bevorzugten Gelehrten nach Berlin und vielleicht noch ein oder zwei anderen Universitäten sammelt und die übrigen durch fortwährenden Wechsel des Lehrerpersonals faktisch, wenn auch nicht absichtlich, zu Hochschulen niederen Ranges herabdrückt. Zu dem Thema: Verfassung und Organisation der Universitäten scheint mir Paulsen, der hier übrigens unvollständige Informationen giebt, die fortschreitende Abbröckelung der alten Selbstverwaltung etwas niedrig anzuschlagen, wenn er lediglich das Bedürfnis der Staatsaufsicht über die Universität konstatiert, da ihre Leistungsfähigkeit als Verwaltungskörperschaft bei dem steten Wechsel der akademischen Behörden und der geringen Befähigung vieler Gelehrten für die Geschäfte nicht hoch anzuschlagen sei. Zum mindesten wäre die grundsätzliche Erweiterung des Einflusses des Universitätsrichters, den man nicht mehr wie ehedem aus den Mitgliedern der juristischen Fakultät auswählt, sondern von draußen heranzieht, auf die Führung der Geschäfte als ein Beweis von Mißtrauen zu werten gewesen, das, falls es berechtigt ist, die Universitätslehrer nicht ehrt, im andern Fall verletzt!

Gleich Paulsen halte auch ich dafür, daß das System, erledigte Professuren so wiederzubesetzen, daß aus den von der Fakultät Vorgeschlagenen das Ministerium einen aussucht, sich bewährt hat, und daß auch das Recht der Regierung, unter Umständen einen in der Vorschlagsliste gar nicht genannten Mann zu ernennen, unentbehrlich ist, bisweilen sehr heilsam gewirkt hat. Wenn man in der Anmerkung dann aber liest, daß in den letzten zwanzig Jahren Ernennungen in den juristischen Fakultäten Preußens auf Vorschlag 125, ohne oder gegen Vorschlag 15 stattgefunden haben, in der medizinischen 207 gegen 29, in der theologischen dagegen 82 gegen 38, so dürfte am Tage liegen, da man hoffentlich den theologischen Fakultäten auch nicht größere Gewissenlosigkeit in Aufstellung ihrer Listen als den beiden andern zutrauen wird, daß die Regierung diese Fakultät unter dem Druck fremder Machtfaktoren willkürlicher behandelt: und wie würde das Verhältnis wohl aussehen, wenn der offizielle Statistiker beliebt hätte, die katholischen von den evangelisch-theologischen Fakultäten zu sondern?!

Vorzüglich gelungen ist meines Erachtens die Verteidigung des von Oesterreich ja aufgegebenen Systems der sogenannten Doppelbezahlung der Professoren, wobei mit Recht auch das Interesse der Privatdozenten mitgewogen wird; die Abneigung Paulsens gegen die Stundung, an deren Stelle er den nicht bloß in Bayern, sondern auch in Marburg von jeher herrschenden Erlaß — nur sollte teilweiser Erlaß neben dem ganzen gewährt werden! — gesetzt sehen will, ist wohlbegründet.

Wie wertvoll für unsere Universitäten das Privatdozententum ist, weiß er gut zu veranschaulichen; daß dieses um keinen Preis den begüterten Klassen allein zugänglich sein darf, leuchtet ein, aber die jetzt übliche Form der Unterstützung durch Staats-Stipendien hat auch, wie Paulsen nicht verkennt, ihre bedenkliche Seite. Sicher überwiegt unter den Lehrern an deutschen Universitäten die Zahl der aus wohlhabenden Familien Stammenden; aber daß dem Talent der Zugang zur Universitätslaufbahn und die Aussicht auf Erfolg darin abgeschnitten wäre, darf man billiger Weise nicht behaupten; noch ist der Fall unerhört, daß bei Beförderungen der Reiche vor den vermögenslosen Aspiranten bevorzugt würde. Ich glaube auch, daß Paulsen irrt, wenn er unter den akademisch Gebildeten eine Verengung des Rekrutierungsbezirks nach unten wahrnimmt. Die Tabellen, die er von Conrad und Cron S. 158 übernimmt, sind ganz unbrauchbar: was soll man aus einer Rubrik für Schlüsse ziehen, die als Väter der Studierenden „Kaufleute, Banquiers, Krämer, Gastwirte“ zusammenfaßt? Vielleicht beherrscht auch mich, ohne daß ich ein Recht dazu hätte, der sozialaristokratische Zug, den Paulsen der heutigen Generation nachsagt, mit der Tendenz, die pauperes von den gelehrten Berufen abzustoßen, aber nach meinen Erfahrungen nimmt die Zahl der ganz Armen höchstens in dem Maß unter den Studenten ab, wie der gesamte Wohlstand der Nation wächst. Söhne aus Arbeiterfamilien haben auch in früheren Jahrhunderten nicht studiert, und wenn Paulsen aus den Zeugnissen, die er beliebig von einer Immatrikulationskommission sich entleihen mag, ersähe, wie häufig gerade die Armen zugleich wenig begabt und weit über das Durchschnittsmaß alt geworden sind, würde er vielleicht damit einverstanden sein, daß Andere nur wirklich Begabte aus den sozial niedrigst stehenden Klassen zum Studium antreiben und ihnen dasselbe mit allen Mitteln erleichtern, die Mittelmäßigkeit dagegen, die auf diesem Wege so oft bloß unglücklich wird, fernhalten wollen. Selten wird ein tüchtiger Student seinen armen Eltern im Jahr mehr kosten als er auf dem Gymnasium ihnen gekostet hat: und wieviel reichlicher sind auf der Universität ihm Gelegenheiten geboten, durch Stipendien, Erwerb akademischer Preise — die doch nicht so oft zur Staatskasse zurückfließen würden, wenn ernsthafte Not in den Kreisen der Studenten herrschte — und Nebenarbeiten seinen Eltern Erleichterungen zu verschaffen.

Indessen, die Hauptfrage bleibt doch die nach dem Wesen der deutschen Universität, weil daraus das Urteil über alle Einzelheiten der Einrichtung gewonnen werden muß, und das hat Paulsen mit wünschenswerter Energie proklamiert als das einer unter dem Zeichen der Freiheit stehenden und für alle ihre Glieder der Freiheit bedürftigen Pflegestätte der Wissenschaft. Wissenschaftliche Bedeutung ist die erste Forderung an den Universitätslehrer, nicht sowohl Wissenschaft zu tradieren, weiterzugeben ist er da, sondern in erster Linie sie zu fördern, selber zu produzieren; und auch als Lehrer hat er weniger die Aufgabe, gewisse Kenntnisse mitzuteilen als die, zu wissenschaftlicher Arbeit, zu selbständigem Urteil zu erziehen. Die Vorbildung für bestimmte Berufe, die man als Aufgabe der Universität immer noch heranziehen zu sollen glaubt, um das Existenzrecht der alten vier Fakultäten zu wahren, ist eine Nebenaufgabe, die sie zugleich mit jener Hauptaufgabe löst, weil — oder vorausgesetzt, daß! — für die akademischen Berufe die beste Vorbereitung in Erlangung wissenschaftlicher Selbständigkeit besteht. Ein paar Male macht Paulsen noch Konzessionen an jenen überwundenen Standpunkt, so S. 188 im Interesse der katholisch-theologischen Fakultäten, wo man hört, die Universität sei nicht nur wissenschaftliche Anstalt, sondern nach ihrem Ursprung und ihrer thatsächlichen Stellung zugleich oder zuerst Vorbildungsanstalt für bestimmte Berufe, und so fingiert er fast für die philosophische Fakultät die Aufgabe, Gymnasiallehrer heranzubilden. Allein kaum die Hälfte der dort inskribierten Studenten denkt je daran, den Lehrerberuf zu ergreifen, und werden denn alle Studiosen der Theologie Geistliche, alle Juristen Richter oder Rechtsanwälte?

Wer so lebhaft wie Paulsen gegen eine Einrichtung der Vorlesungen und Uebungen auf Vorbereitung für das Examen protestiert, der kann den Wert eines akademischen Lehrers nicht davon auch nur mitbestimmen lassen, was er unmittelbar als Vorbereitung auf den von seinen Hörern erwählten Beruf ihnen leistet; auch als Lehrer soll ihm nur ein Ideal vorschweben, nämlich „seinen Schülern wissenschaftlichen Geist einzupflanzen und die vorzüglich Begabten zur Teilnahme an der Arbeit zu führen.“ Wäre diese Zweckbestimmung der deutschen Universität von Allen, die über ihre Angelegenheiten mitreden, so weit anerkannt, wie sie es im Empfinden nahezu aller Lehrer an deutschen Universitäten ist, so wäre die Freiheit des Unterrichts vor jedem Angriff behütet, und natürlich auf der ganzen Linie, bei dem Staatswissenschaftler und Nationalökonomen so gut gegenüber herrschenden politischen und sozialen Strömungen wie bei dem Theologen gegenüber den Ansprüchen kirchlicher

Parteien. Abhängigkeit eines Universitätslehrers in seinem Unterricht von irgend welcher äußeren Instanz, Zwang in Betreff dessen, **was** er zu lehren hat, ist eine contradictio in adjecto: so frei wie die Wissenschaft muß ihre Pflegstätte in Deutschland, die Universität, sein. — Was das für die theologischen Fakultäten bedeutet, darüber werde ich in einem weiteren Artikel handeln.

Und die Vorbedingungen für ein freies Wirken im alleinigen Dienst der Wissenschaft sind gegeben: Gott sei Dank, befinden sich unsere Universitäten auf gutem Stand. Vergessen wir nur nicht — und angesichts der kräftigen Individualität Paulsens wird es Niemand bei diesem Buche vergessen, daß zwar „das abstractum »Geheimrat« an Einrichtungen, nicht an Personen glaubt“, daß in der Wirklichkeit aber Alles und so auch die Zukunft der deutschen Universitäten von den **Personen** abhängt, davon, ob diese, Lehrer und Lernende, den Erwerb wissenschaftlicher Kraft, Eigenart, Selbständigkeit als ihre oberste sittliche Pflicht behandeln. **Adolf Jülicher**

Zur Reichstagswahl

Die Reichstagswahl von 1903 wird zwar eine wesentliche Veränderung der Machtverhältnisse in unserm Reichstag nicht hervorbringen. Konservative, Zentrum und Sozialdemokratie, das werden die drei großen beherrschenden Gruppen bleiben. Nur etwas reinlicher herausgearbeitet wird dieser Thatbestand sich darstellen, indem die kleineren Gruppen, Agrarier, Antisemiten, Liberale und Freisinnige aller Schattierungen, mehr oder minder zusammengeschmolzen sind. Dabei bleibt es, daß wir drei große Parteien haben, in deren gegenseitigem Kräftespiel die Thätigkeit unseres Parlamentarismus im Reich sich erschöpft, mit denen die Regierung rechnen und arbeiten muß.

Aber wenngleich das Bild des neuen Reichstags ein erheblich anderes als das des früheren nicht sein wird, so wecken doch die jüngsten Wahlen von mancherlei Standorten her das größte Interesse des Betrachters. Und zwar vornehmlich die Wahlen vom 16. Juni. Wir schreiben diese Zeilen zwischen dem 16. und 25., also vor der Stichwahl. Was die Stichwahl bringen mag, fällt für uns der Hauptwahl gegenüber nur mäßig ins Gewicht.

Zuerst fordert die ungeschwächte Stärke, in der das Zentrum wieder aus der Entscheidung hervorgeht,*) ein offenes Wort. Es haben politische und konfessionelle Propheten das anders erwartet. Nicht einmal die polnische Insurrektion hat Schaden angerichtet. Selbst Graf Ballestrem siegte im ersten Wahlgange. Der Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau war kein Fehlschlag, die Herrschaft der Hierarchie bestand die Probe. Der antiultramontane Wahlverein dagegen war ein Schlag ins Wasser; Graf Hoensbroech hat als Kartellkandidat eine ansehnliche Stimmenzahl gewonnen, aber gewählt ist auch er nicht. Nebenbei gesagt, wir bedauern das: öffentliche Persönlichkeiten wie Graf Hoensbroech gehören in den Reichstag. Aber auf der ganzen Linie, all die Hervorkehrung des konfessionellen Moments, die Agitation gegen Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, was hat sie in dem großen politischen Momente — geschafft?

Offen gestanden, wir sind wirklich darauf gespannt gewesen, eine Wirkung in dieser Richtung zu erleben. Persönlich kein Freund des Jesuiten**gesetzes** ist der Herausgeber weit davon entfernt, seine Meinung auch nur dem engeren Kreise der Leser und Freunde dieses Blattes, geschweige der protestantischen Masse zuzumuten. Nur das hat er als ungehörig empfunden, wenn gelegentlich — und nicht selten — von den enragierten Freunden des Jesuitengesetzes die gegenteilige Ansicht als unvereinbar mit gut evangelisch-protestantischer Ueberzeugung hingestellt ward. Aber von seiner persönlichen Stimmung in dieser Sache kann hier ganz abgesehen werden, sie hat sich nur darin bezeugt, daß die Christliche Welt die allgemeine Erregung über das Bülowsche Rätselwort nicht mitgemacht hat. Im Uebrigen haben wir den Ernst der antijesuitischen Bewegung wohl erkannt und verfolgt und haben nun mit Spannung dem entgegengesehen, ob die Reichstagswahl irgend den Beweis dafür bringen werde, daß sie tief greift und weit geht. Wir haben es sehr wohl für möglich gehalten, daß sie säumige Wähler an die Urne bringen und das Schicksal der Kandidaten hier und da beeinflussen würde. Man wird von allen Seiten zugestehen müssen: die Bewegung hat bei der Reichstagswahl versagt. Und dies wird ein Ergebnis haben, welches wir unserseits nicht eben beklagen können. Der Versuch, die protestantischen Interessen im Reich auf dem Wege einer schlechtweg protestantischen **Politik** zur Geltung zu bringen, wird auch von denen fallen gelassen werden, die ihn ernstlich gewollt haben. Der Protestantismus muß andere Wege gehen, wenn er sich durch die erstarkte Macht des katholischen Elements im Reich bedroht fühlt: seinen Einfluß auf das Statsleben und dessen Entwicklung wird ein mehr innerlicher sein, und das von seines Prinzips wegen.

Hierin stimmen wir zu unserer Freude mit der Zentralleitung des Evangelischen Bundes durchaus zusammen. Sie wehrt durch ihre Kundmachung vom 12. Juni (Chronik 27) die „irrige Vorstellung“ ab, „als ob der Evangelische Bund nun auch in die politische Arena herabgestiegen sei oder die Qualität als politische Partei erstrebe.“ Für die katholische Presse ist der „Evangelische Bund“ allmählich ein Sammelbegriff geworden für Alles, was im antikatholischen Sinne sich regt. Der Zentralvorstand stellt offenbar nur eine Thatsache fest, wenn er die Erweiterung des Bundesprogrammes „auf das politische Gebiet ausdrücklich ablehnt.“ Er kennt also gleich uns Wege zur Vertretung der deutsch-protestantischen Interessen, die wichtiger sind, notwendiger, dem Wesen des Protestantismus angemessener und darum des Erfolgs sicherer als der Eintritt in das politische Spiel selber im Namen des Protestantismus. Für die Katholiken steht es überall umgekehrt: ihnen ist es selbstverständlich, den Kampf für ihr Prinzip in der Form politischen Vorgehens aufzunehmen.

Man wird uns zutrauen, daß wir so nicht reden, weil uns etwa die Trauben sauer geworden wären. Uns ist geradezu die Stärke der katholischen Macht im deutschen Vaterland eine gottgewollte Fügung, uns zur Besinnung zu bringen auf unsere eigentümlichen Güter und uns zu fruchtbarer Gemeinschaft zu erziehen. Uns ist darum der feste Fortbestand des Zentrumsturmes willkommen, weil er uns vor Selbsttäuschung bewahrt. Für drei, vier Wahlperioden mindestens wird der Turm des Zentrums seine Festigkeit behaupten. Das ist eine lange Frist in unserer rasch lebenden Zeit. So lange wird die Vertretung der katholischen Interessen den Schwerpunkt bilden im deutschen Parlament. Das wird seine Konsequenzen haben für unsere innere und äußere Staatsleitung, wenn sie auch drum noch längst nicht katholisch werden wird. Und es ist notwendig, daß wir uns diese Aussicht in ihrer ganzen unentrinnbaren Wucht endlich klar machen. Vielleicht werden wir noch härtere Verletzungen unseres protestantischen Empfindens durch den Gang der Politik in Reich und in Preußen erfahren müssen, damit unser Blick noch ganz anders nach innen gerichtet werde und wir endlich begreifen, was uns notthut. Pessimismus ist es wahrhaftig nicht, wenn wir so reden.

Gewiß wollen wir, daß Deutschland protestantisch regiert werde und nicht katholisch. Im Staatswesen sind Protestantisch und Katholisch prinzipielle Gegensätze. Es kann schließlich nur Ein Geist ausschlaggebend sein. Unsere Statsleitung ist von Majoritäten nicht unbedingt abhängig, sie **könnte** auch trotz den hundert Zentrumsleuten im Reichstag „protestantisch“ regieren. Aber darf man sich wundern bei dem heutigen innern Zustande unserer Gemeinden und Kirchen, daß die leitenden Männer im Stat den Protestantismus nicht als die Macht empfinden, auf die sie sich stützen können, und daß ihnen in vielem Betracht das Angebot des Katholizismus mehr imponiert? Das liegt nicht an unserer Staatsmänner Kurzsichtigkeit, an unseres Kaisers Romantik, oder worauf man sonst schelten mag,

*) 1 792 816 Stimmen, das ist ein Zuwachs von rund 300 000. Rechnet man 200 000 davon auf die inzwischen erfolgte Volksvermehrung, so bleiben immer noch 100 000 politischer Reingewinn.

sondern an der innern Schwäche unserer protestantischen Position. Solange es uns nicht gegeben ist, in einem lebendigen Gemeindekörper den Geist thatkräftiger Frömmigkeit ganz anders zur Entfaltung zu bringen, so lange wir die Gunst der Gelegenheit nicht ganz anders ergreifen, die unser Bestes durch offene Türen einläßt bis zu den fernsten Winkeln der Welt, so lange wir selber noch halb katholisch sind — so lange soll man sich nicht wundern, wenn der Stat in Preußen und im Reich nicht „protestantisch" geleitet wird. Man muß sich wundern, daß es immerhin noch in diesem Maße der Fall ist!

Der Kampf um die Herrschaft protestantischer oder katholischer Ideen und Grundsätze in Deutschland wird nie aufhören, solange beide Konfessionen in der Stärke bei einander wohnen wie heut. Es hat auch gar keinen Wert darum zu streiten, wer denn „angefangen" habe. Geht man bis auf die Reformationszeit zurück, so hat der Protestantismus angefangen, denn er ist seinem Wesen nach Ablehnung des Katholizismus (und nicht nur des Ultramontanismus, wie man heute zu formulieren beliebt). Geht man aber zurück nur auf das schroffere Wiederaufkommen des Gegensatzes nach den Zeiten der nivellierenden Aufklärung, so ist es in der That der Katholizismus, der viel kräftiger und feindseliger seine Eigenart herausgekehrt hat: es genügt an den Syllabus zu erinnern. Wie wenig liegt an diesem Kinderstreit! Auf die rechte männliche Kampfes*weise* kommt es an, und wir meinen, der Ausfall der Reichstagswahl giebt uns die klare Weisung: innere Reform und Entwicklung unsrer eigensten Kräfte, nicht Drängen und Sichverlassen auf „protestantische Politik," das ists, was uns notthut.

Der zweite Punkt, der innerhalb der Gesamterscheinung der Reichstagswahl hervorleuchtet, ist das Anwachsen der Sozialdemokratie.*) Es wäre bedauerlich, wenn in der Stichwahl der Sieg dieser Partei verdunkelt würde, denn das gäbe ein unwahres Resultat. Die Sozialdemokratie ist schon durch die bestehende Kreiseinteilung im Nachteil: ihr gehören die Kreise mit höchsten Wählerziffern, sie müßte von Rechts wegen viel mehr Abgeordnete zählen, wenn wir das allgemeine Wahlrecht rein hätten. Auch aus einem andern Grunde wünschten wir dieser Partei in der Stichwahl so viele Mandate, als ihrem Erfolge bei der Hauptwahl entsprechen würde. Diese Partei muß vor die ganze Verantwortung gestellt werden, die eine solche Anhängerschaft mit sich bringt. In der Minderheit zu sein, unterdrückt und verfolgt zu sein, das ist ethisch angesehn eine bequeme, angenehme Lage für eine Partei. Macht haben stellt vor große unerwartete Aufgaben. Wüchse die sozialdemokratische Vertretung im Reichstage auf hundert Mann, so daß sie mindestens so stark wäre wie das Zentrum, man dürfte auf die Probe politischer Reife gespannt sein, die sie ablegen wird. Das weiß die Partei ganz genau, daß ihr diese Millionen Stimmen nicht von lauter „zielbewußten" Genossen, nicht auf ihr Programm hin zugefallen sind. Aber daß sie eine *große* Partei ist, die man nirgends und nimmer wird ignorieren können, und daß sie eine *eifrige* Partei ist, die treu und unabläßig arbeitet im ganzen Volk bis aufs letzte zugängliche Dorf hin, das hat ihr das Vertrauen dieser Masse von Deutschen verschafft, sie mögen im übrigen sich über ihre Stimmabgabe klar oder unklar gewesen sein. Auch daß sie Ideen hat und *Ideale*, spürt der gemeine Mann: ich wünschte, man fühlte es der Kirche und ihren Vertretern auch so allgemein ab! Zur Kontrole dafür, daß wir mit Recht auf den Idealgehalt in der Sozialdemokratie Wert legen, mag die Thatsache dienen, daß eben die letzte Reichstagswahl der einzigen Partei, die als reine, scheu- und rücksichtslose Vertreterin einseitiger *Interessen* aufgetreten ist, der agrarischen, eine so unverhoffte Niederlage bereitet hat. Will man aber den Erfolg der Sozialdemokratie durchaus auf ein böses Prinzip, auf wüste Agitation u. dergl., zurückführen, so bezweifeln wir nicht, daß auf dem für diese Partei so weit ausgedehnten Schlachtfelde arge Ausschreitungen ihrer Zugehörigen vorgekommen sind, aber dem steht die Tatsache gegenüber, daß der Wahlkampf von sozialdemokratischer Seite anderswo tadellos anständig geführt worden ist. Mit dem Abwägen von Agitationssünden halte man sich lieber nicht auf, da wird fast von allen Seiten Unfug auf Unfug gehäuft, und nur ein Gott kann da sichten und richten.

Nun, man wird die Sozialdemokratie nach dieser Wahl noch ernster nehmen als bisher, und das ist gut. Auch von kirchlicher Seite wird man das thun müssen. Wir nehmen z. B. an, die Stichwahlen im Königreich Sachsen fallen so aus, daß alle Kreise sozialdemokratisch vertreten sind: was sagt die sächsische Landeskirche dazu? Es sind ja doch ihre Gemeinden, die so gewählt haben? Die Haltung, daß man die Sozialdemokratie ansieht als massa perditionis, mit der man sich nicht befassen könne und dürfe, muß gründlich abgelegt werden: die ausnahmegesetzliche Stimmung verbietet sich solchen Ziffern gegenüber von selbst für den denkenden Menschen. Auch hier gilt es Einkehr! Vielleicht muß man nicht neue Aufgaben, aber die alten Aufgaben ganz neu sich stellen.

Wir sind kein Land mit parlamentarischem Regime. Diese Statsform bleibt für uns etwas Ausländisches. Ruhiger können die Einen, resignierter müssen die Andern darum unsre Wahlen sich vollziehen sehn. Wie leicht aber oder wie schwer ihre Ergebnisse im eigentlichen politischen Spiel wiegen mögen, Eins steht fest, daß sie ein höchst wichtiges und ernstes Symptom vorhandener geistiger Zustände bedeuten. Jede Verkümmerung des allgemeinen Wahlrechts wäre Vogel-Strauß-Politik. Daß das Volk „nicht reif" ist für den ganzen Sinn dieses Rechtes, wird kein Verständiger bestreiten. Aber reifer geworden ist es; der Zwang sich um es zu kümmern bleibt heilsam; und ob reif oder nicht reif, zum bessern Lesen in der Volksseele dienen diese Wahlen allemal. R

*) 2 911 317 Stimmen, Zuwachs rund 800 000. Kommen davon etwa 300 000 auf Rechnung der Bevölkerungszunahme, so bleibt ein politischer Gewinn von 500 000. Der Wert dieser Ziffer verringert sich allerdings stark, wenn man die übervielen Zählkandidaturen mit in Anschlag bringt.

Verschiedenes

Pfarrer Erich Foerster in Frankfurt a. M. hat mit dem jüngsten Quartalwechsel die von ihm seit April 1892 geführte Redaktion der *Chronik der Christlichen Welt* niedergelegt. Sein Nachfolger in dieser Arbeit ist Lic. theol. *Friedrich Michael Schiele* in Marburg. — Die „Chronik der Christlichen Welt" erscheint seit dem Jahre 1891. Ihre Gründung machte sich notwendig, weil „Die Christliche Welt" den von ihr beiläufig gepflegten Nachrichtendienst nicht länger bewältigen konnte: andre Aufgaben forderten ihren Raum und die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte. Das rechte Charisma für den Beruf an der „Chronik" brachte *Erich Foerster* mit, der denn auch dem Blatte bald eine geachtete Stellung in der kirchlichen Oeffentlichkeit erobert hat. Zwar ist oft mit Recht bemerkt worden, daß der Wert dieses Wochenblattes erst von dem spätern Geschichtsforscher erkannt werden wird. Für die Gegenwart ist eine gar nicht auf Sensation oder Pikanterien, sondern rein auf das sachlich Wichtige bedachte Nachrichtensammlung Vielen das Entbehrlichste von der Welt. War sie aber den Einen — im Vergleich mit den Chroniken der Kirchenzeitungen — nicht bunt und boshaft genug, so fanden Andere sie noch viel zu wenig objektiv: als ob sich eine reine Objektivität für einen rasch den Ereignissen folgenden Chronisten überhaupt ermöglichen ließe! Immerhin hat es Nummern und Zeiten gegeben, wo sich die Chronik mehr als ein Organ der gegnerischen Parteien las (die eben den Stoff lieferten!), denn als ein Organ des Kreises, dem die Christliche Welt dient. Nur in den Vierteljahrsübersichten bewegte der Herausgeber sich freier und gab seine persönliche Meinung: dennoch wird diese knappen, kräftigen, das Wichtigste frei herausgreifenden Artikel kaum Jemand haben entbehren wollen. Foerster hat vor vielen unsrer Freunde eine natürliche Begabung, auch die kirchlichen Verfassungs- und Rechtssachen scharf aufzufassen, ohne diese aber hat man kein kirchenpolitisches Urteil. Ebendaher war sein Blatt doch schließlich mehr als ein Nachrichtenblatt, und es ist nur zu hoffen, daß er auch nach seiner Entledigung vom Redaktionsgeschäft weiterhin noch der „Chronik" seine unersetzliche Mitarbeit erhalten wird.

Zu seinem Nachfolger hegen wir das Vertrauen, daß ein besserer nicht gefunden werden konnte. In wie weit er dem Blatte von seiner Eigenart aufprägen wird, müssen wir abwarten; es ist im Rahmen der festgelegten Ziele immerhin Platz für verschiedne Arbeit. Für den Nachrichtendienst selbst wird die örtliche Vereinigung der Chronik-Redaktion mit der der Christlichen Welt von Vorteil sein. Aber wie die Chronik nach wie vor in dem bewährten Verlage des Herrn Dr. *Paul Siebeck* (J. C. B. Mohr, Tübingen und Leipzig) erscheinen wird, so bleibt die Chronik auch ihrer redaktionellen Leitung nach ein von der Christlichen Welt völlig unabhängiges Organ. Sie ist

künftig wie bisher getrennt von der Christlichen Welt zu bestellen: 1,50 Mk. das Quartal, durch Buchhandlung oder Post (Zeitungsliste 1658). Wer von unsern Lesern sie noch nicht kennt, lasse sich doch Probenummern kommen von der Expedition in Leipzig, Querstraße 21.

Möge die Chronik der Christlichen Welt in ihrem Eigenwert immer mehr geschätzt werden zur Freude ihres neuen Redakteurs und ihres alten! R

Hausbuch deutscher Lyrik, gesammelt von Ferdinand Avenarius. Mit Zeichnungen von F. Ph. Schmidt. München, Callwey 1903. 305 S. 3 Mk.

Die Christliche Welt sieht im Kunstwart einen ihrer Bundesgenossen. Das vorliegende Buch verstärkt dieses freundnachbarliche Gefühl: es ist ein Werk hohen persönlichen und künstlerischen Ernstes, auch an seinem Teile führt es dem großen Ziele des Kunstwartes entgegen, auf künstlerischem Wege zur Vertiefung des Seelenlebens beizutragen. Daß Avenarius der rechte Mann ist, um unter solchem Gesichtspunkt unsere Lyrik zu prüfen, weiß Jeder, der den Kunstwart kennt. Mit freudigem Staunen sehen wir, wie reich unsere Litteratur an lyrischem Golde ist. Goethe, Mörike, Keller, Hebbel, Storm, Groth, Droste-Hülshoff haben besonders reichlich beigesteuert — schade, daß Avenarius selbst fehlt —; aber auch alte Dichter wie Walther von der Vogelweide, oder entlegenere wie Strauß und Vischer, oder neuere wie Dehmel und Schaukal sind vertreten, einige Namen treten uns zum ersten Mal hier entgegen. Das Hauptverdienst des Herausgebers aber besteht in der Ordnung der Gedichte, in der Gruppierung zu bestimmten Stimmungs- und Gedankenkreisen, die wiederum als ein organisches Ganzes Menschenleben und Menschenseele widerspiegeln. So im Zusammenhange erklären sich die Gedichte gegenseitig und halten den Leser in einheitlicher Stimmung fest, die das Verständnis erleichtert und vertieft. Das Buch will ein Begleiter im Leben sein. Den Kunstwart-Unternehmungen braucht man heute nicht mehr besonders Erfolg zu wünschen — auch dieses Buch ist alsbald in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen —; aber unsern Lesern wünschen wir, daß sie sich von ihm Stunden innern Glücks schenken lassen. Die Ausstattung ist sehr schön. Der illustrierende Künstler hat mitgefühlt und mitgedichtet.

Gerhard Heine

Die Stichwahlen veranlassen uns nur noch zu einer Bemerkung. Es hat sich gezeigt, daß das Zentrum unter den Parteien fast völlig isoliert steht: gleichviel mit welcherlei Gegnern seine Kandidaten in Stichwahl kommen, die Wählerschaft entscheidet sich in dubio gegen diese. So verdankt die Zentrumspartei ihren Besitz allerdings der eignen Kraft. Umso näher liegt es mit diesem Faktor zu rechnen als mit einer ständigen Größe. Wie viel flüssiger ist Alles nach der Sozialdemokratie hin! — Der konservativen Gruppe haben wir in unserm Hauptartikel nicht gedacht. Die Linien, aus denen man Kommendes deuten mag, liegen dort nicht. Man darf die Parteien von Eugen Richter bis zur äußersten Rechten als Eine Masse betrachten, sofern sie alle an der heutigen Gestaltung unsers Statswesens teils der Not gehorchend teils dem eignen Triebe ernstlich festhalten. Ein solcher Konservatismus muß sein und wird immer sein; möchte er nur sich von der Tyrannei einseitiger, zufälliger Interessen freizuhalten wissen und wirklich in erster Linie eine Schutzmauer der von den Vätern ererbten Güter bilden! Es lohnte wohl, die einzelnen konservativen Parteien daraufhin einer ernsten Prüfung zu unterwerfen; aber das ist nicht schnell gethan, und es eilt nicht. Solche Wahlen, wie wir sie gehabt haben, sieht man auf das an, was werden will, und das liegt nicht auf der konservativen Seite. R

Kleine Mitteilungen. Eine ganze Reihe Fortsetzungen aus Nr. 25 und 26 mußten heute zurückgestellt werden: zu andern Hindernissen kam noch hinzu, daß der Umzug unsrer Druckerei die Bewegungsfreiheit einschränkte. So folgt der Schluß unsers Berichts über den Evangelisch-sozialen Kongreß erst in nächster Nummer, desgleichen der über die Eisenacher Konferenz.

Von Herrn Professor D. Lütgert in Halle läuft soeben eine Verwahrung gegen die Wiedergabe und Kritik seines Eisenacher Vortrags in Nr. 26 ein; wir möchten zunächst den Jaegerschen Aufsatz zu Ende bringen und werden Herrn Professor Lütgert dann gern unverkürzt zu Worte kommen lassen. Sein Eingesandt entspricht ja nur unserm Wunsche und unsrer Erwartung.

Eine Anzeige oder Anregung aus Darmstadt finden unsre Leser und Leserinnen im Anzeigenteil, auf die wir gebeten sind, auch an dieser Stelle aufmerksam zu machen, sintemal sie eine Frucht des Evangelisch-sozialen Kongresses, näher der Verhandlungen am zweiten Nachmittag, bedeute.

Der Artikel über die Universitäten in heutiger Nummer giebt besondern Anlaß, auf den Deutschen Universitäts-Kalender Interessenten hinzuweisen. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. F. Ascherson, Professor und Oberbibliothekar in Berlin. Dreiundsechzigste Ausgabe, Sommersemester 1903. Leipzig, K. G. Th. Scheffer 1903. Der zweite Teil, um den es sich für uns handelt, enthält alles mögliche Wissenswerte über die Universitäten in Reich, in Oesterreich und in der Schweiz: sämtliche Vorlesungen, sämtliche Verbindungen, eine statistische Tafel usw. Er ist für sich allein zu beziehen, ungebunden 2,25 Mk. R

Aufruf

Die evangelische Bewegung in Oesterreich bedarf im gegenwärtigen Augenblick besonders opferwilliger Unterstützung. Eine Anzahl Gemeinden, die in der Bewegung vorangegangen sind, haben sich im ersten Enthusiasmus und unter dem von reichsdeutschen Freunden mitverschuldeten Eindruck, daß ihnen von diesseits ungemessene Mittel zufließen würden, zu Kirchenbauten verleiten lassen, deren Kosten zu ihrem Können in keinem Verhältnis stehn. Es ist leicht, dawider Vorwürfe zu erheben, aber wir dürfen sie nicht im Stich lassen. Erfreulicherweise ist bei neueren Kirchbauplänen österreichischer Gemeinden größere Besonnenheit und Bescheidung zu beobachten, und es wird Pflicht aller einflußreichen Freunde der Los von Rom-Bewegung sein, diese Richtung zu stärken. Handelt es sich hier doch schließlich nicht nur um solide Wirtschaft, sondern auch um das evangelische Prinzip. Aber noch einmal, jene allzu kühn vorgegangenen Erstlingsgemeinden dürfen wir nicht verlassen; sie sollen auch darum, weil sie Erstlingsgemeinden sind, bei uns Etwas guthaben. Ihre Not und Verlegenheit ist zum Teil unbeschreiblich, und so werden die Leser dieser Zeilen sich nicht umsonst bitten lassen, ihnen zu Hilfe zu kommen. Es sind große Summen nötig; doch summieren sich auch die kleinen Gaben zu großen. Darlehen, über deren Garantie zu verhandeln wäre, würden hier und dort eine außerordentliche Wohlthat bedeuten.

Die Berichte, die wir erhalten haben, nötigen uns zu diesem außerordentlichen Appell. Wem er zu Herzen geht, der helfe schnell und reichlich. Wir werden uns bei der Verwendung der uns anvertrauten Mittel selbstverständlich mit den sonst für diese Angelegenheit vorhandenen Instanzen in engster Fühlung halten.

Noch einmal, es handelt sich um einen Notstand, den wir für einen vorübergehenden halten. Seine Beseitigung verlangt ebenso die Ehre unsrer evangelischen Kirche, wie unsre Liebespflicht gegen die Glaubensgenossen.

Alle gleich interessierten protestantischen Zeitungen sind gebeten, diesen Aufruf irgendwie weiterzuverbreiten und auch ihrerseits eine außerordentliche Sammlung für denselben Zweck zu veranstalten, gleichviel ob in Gemeinschaft mit uns oder zu direkter Verwendung.

Marburg i. H., den 25. Juli 1903

Die Leitung der Christlichen Welt
Rade

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Chronik der Christlichen Welt

11. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 27. Vierteljahrsübersicht über die deutschen evangelischen Landeskirchen — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zusammenschluß; Aus Westfalen (Kirchliches. Innere Mission. Römisches. Versammlungen) — Versammlungen: Die Gemeinschaftskonferenzen zu Gnadau und Eisenach — Verschiedenes: Evangelischer Bund und Politik; Antwort auf die Petition gegen Professor Baumgarten — Personalien.

Bekanntmachung

Am 1. Oktober cr. wird die Stelle des I. Pfarrers der Heiligen-Geistkirche, städtischen Patronats, frei.

Neben freier Dienstwohnung ist diese Stelle mit dem vollen Grundgehalt der Klasse III von 3000 Mark dotiert. Die Pfründenabgabe wird von der Kirchenkasse getragen.

Wir haben in Aussicht genommen, wie bisher diese Stelle mit derjenigen eines Pfarrers am städtischen Armen- und Krankenhause nebenamtlich zu verbinden. Das pensionsfähige Gehalt dieser Stelle beträgt zur Zeit 1350 Mark und erhöht sich nach Ablauf von 8 Jahren auf 1800 Mark.

Bewerbungsgesuche sind uns bis zum 1. August cr. einzureichen.

Potsdam, den 23. Juni 1903. **Magistrat**

Eine feingebildete ältere Dame, früher Lehrerin, dann während 17 Jahren den Haushalt ihres Vaters, eines evangelischen Geistlichen, selbständig führend, sucht, nun alleinstehend, bei bescheidenen Gehaltsansprüchen zum 1. September d. J. einen Wirkungskreis als **Leiterin eines Haushalts,** dem die Hausfrau fehlt, oder auf dem Gebiet der **modernen Wohlfahrtseinrichtungen,** resp. der **innern Mission.** Gefl. Anerbieten unter **M. T.** an den Verlag der „Christl. Welt“ erbeten.

Hülfsprediger

Die **Mennoniten-Gemeinde zu Crefeld** sucht möglichst bald zur Vertretung des erkrankten Pfarrers einen evangelischen, am liebsten einen ordinierten **Hülfsprediger** für etwa ½—¾ Jahr. Gehalt für einen ordinierten Hülfsprediger M. 200.— monatlich. Meldungen werden erbeten an den Aeltesten der Mennoniten-Gemeinde Herrn **Heinr. Müller-Brüderlin, Crefeld,** oder an den Herrn Präses des Presbyteriums der evangelischen Gemeinde Lic. **Pfarrer Everling zu Crefeld.**

Die Vorsteherinnen der höheren Töchterschule und des Instituts

Danielowski und Lange, Darmstadt

*** * * * * Sandstrasse 20 * * * * ***

haben sich bereit erklärt, einen 4 Jahre umfassenden Gymnasialkursus für Mädchen zur Erreichung der Maturitätsprüfung von Ostern 1903 an zu errichten, wenn sich 8 oder mehr Mädchen dazu melden wollen. Bedingungen sind von den Damen selbst zu erfragen.

Evang. Hospiz i. Ulm a. D.

Drei Minuten vom Bahnhof Zeitblomstr. 7. Eingang durch den Garten. Fremdenzimmer von 1—1,50 Mk. Gute Betten, ruhige Lage, Restauration parterre. Guter Mittagstisch von 60 Pfg. an und höher. Wein, Bier.

Verwalter **Maier**

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.**AlfredSmith**

Das Reich Christi

Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums
Herausgeber: Dr. Johannes Lepsius

Abonnement jährlich 5 Mk.

Inhalt der Juninummer: Das salomonische Heiligtum und der Tempel des Ezechiel. Der salomonische und ezechielische Tempel im Schatten der Kritik. Johannes Lepsius. Der Kalvinismus nach Abraham Cuyper. 6. Samuel Jäger. Sophie von Wurstenberger und das Diakonissenhaus in Bern. P. Brockes. Das Gesicht des Ezechiel von dem Tempel zu Jerusalem. Der Palast des Salomo. Texte. Johannes Lepsius. Plan des Tempels. **Preis der Einzelnummer 1 Mk.**

Reich Christi Verlag
Berlin W. 10

Bücher liefern u. kaufen: Angebote sofort. Katalog gratis. **Krüger & Co. Leipzig**

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische ꝛc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

PIANOS von ℳ [illegible] an.
Harmoniums von ℳ [illegible] an.
[illegible] Rabatt, kleinste Raten. Freie [illegible]. 10jährige Garantie. [illegible] zu [illegible] der Miete. [illegible] gratis-frko.
Wilh. [illegible], [illegible].

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik
Markneukirchen
in Sachsen Nr. 227

Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte Preisliste
über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Wollte Jesus die Heidenmission?

Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde beantwortet von Prof. Lic. **K. Bornhäuser.** 80 Pf.

Der heidnische Ursprung des kath. Kultus
Von P. **Ed. Rabaud.** Deutsch von G. Lüttgert. 80 Pf.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Man verlange und verbreite Probenummern

der Christlichen Welt

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Der Offenbarungsglaube

im Streit über Babel und Bibel

Ein Wort zur Orientierung

von

Karl Thieme
ao. Professor der Theologie in Leipzig

Preis 1 Mk. 20 Pfg.

Preisausschreiben

Die Württembergische Bibelanstalt wünscht eine **Verbesserung** des am Schluß ihrer Bibeln abgedruckten Merkverses **„Ordnung der biblischen Bücher"** herbeizuführen, bezw. einen neuen besseren an dessen Stelle zu setzen, und lädt demgemäß zur Einsendung entsprechender Arbeiten bis längstens 1. Oktober d. J. ein.

Das in Gedichtform abzufassende Verzeichnis aller Bücher des „Alten und Neuen Testaments" soll, die Ueberschriften abgerechnet, nicht mehr als 20—30 ganze oder gespaltene Verszeilen umfassen, für Kinder faßlich und leicht lernbar sein.

Diejenige Arbeit, welche vom Verwaltungsrat der Bibelanstalt als dem Preisgericht für die dem Zweck am besten entsprechende erklärt wird, wird mit Mk. 100.— honoriert und geht damit in den Besitz der Bibelanstalt über.

Nicht verwendbares wird zurückgesandt.

Solchen Bewerbern, welchen der seitherige Merkvers nicht bekannt ist, stehen Exemplare desselben kostenfrei zur Verfügung.

Priv. württ. Bibelanstalt, Stuttgart.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz
liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme
das ganze Jahr 120 Pfennig
Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Die **armen Handweber Thüringens** offerieren:

Reinleinene Damast-Tischdecken
mit dem eingewebten Kyffhäuser-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen
Grösse mit geknüpften Fransen 170×170 cm
Preis Mk. 10.—

Tischdecken
mit reizender Kante und mit eingewebter Wartburg
mit Fransen 175 cm lang und 150 cm breit
In Reinleinen **Mk. 12.—**, in Halbleinen **Mk. 11.—**

Altthüringische Tischdecken
mit der Wartburg eingestickt
Grösse 160×160 cm — **Preis Mk. 10.—**

Altthüringische Tischdecken
mit Sprüchen eingewebt
Grösse 160×160 cm — **Preis Mk. 8.—**

Altthüringische Tischdecken
mit geknüpften Fransen
Grösse 160×160 cm — **Preis Mk. 6.—**

Diese Decken, aus dem allerbesten Material und in wunderhübschen Farbenstellungen verfertigt, sind ein würdiger Schmuck für jedes Zimmer.

Wir bitten herzlich um gütige Aufträge, gilt es doch, einer notleidenden Arbeiterklasse Arbeit und Brot zu verschaffen.

Thüringer Weber-Verein zu Gotha

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Eugen Diederichs in Leipzig und Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.